

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 2.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 15. Januar 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.



Interessante Erzählung. Nach dem Bilde von O. Lorch. — Siehe Seite 16.

Nachdruck verboten.

Leichtsinziges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

5.

Als Konsti eines Tages von einem weiteren Gange zu Griesinger & Co. zurückkehrte, fand er Frau Susanna in Thränen aufgelöst.

„Aber Kind, was ist denn los?“

Ein niederschmetternder Blick traf den Maler. „Du wirst uns Alle in's Unglück stürzen! . . . Ach, die armen Mädels!“

Florian ahnte Furchtbare.

Frau Susanna hatte sich in eine Sopha-Ecke geworfen. „Dieser grenzenlose Leichtsinzig! Daß Du uns die Schmach anthun konntest!“

. . . Himmel, der Wechsel! . . . Nein, wie er nur das hatte verbummeln können!

Heute war Zahltag. In seiner Abwesenheit war der ominöse Papierstreifen mit der verhängnisvollen Querschrift präsentirt worden.

Der Meister rannte im Atelier auf und nieder. Der Schweiß stand auf seiner Stirn. Plötzlich hielt er vor der Staffelei, auf der die Strand-Szene stand. Dann trat er wieder hastig zurück und holte den Studienkopf. Er hatte in der letzten Zeit manchmal daran gearbeitet. Die Sache gefiel ihm durchaus nicht mehr. Selbstverständlich hatte er seit damals, da er den Studienkopf gemalt, bis zum heutigen Tag in der Technik sowohl, als in der geistigen Auffassung ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Florian stampfte zornig mit dem Fuße auf. „Erwürgen könnt' ich den Kerl, den Saladin! Warum muß auch gerade ich so ein Pechvogel sein! Die Geschichte mit dem Wechsel — ich hatte das Zeug ganz vergessen!“

Es folgte ein längerer Erguß von Seiten Frau Susannas.

„Wenn Du Dich jetzt noch sträubst, die lächerliche Rücksicht auf Deinen Saladin aufzugeben, dann halte ich das für einen Frevel an den Deinigen.“

„Aber mein Ruf! Man wird mich für geistesbanterott erklären, wenn ich den — den alten Schinken für mein neuestes Opus ausbe.“

„Du bist es Deinen Kindern schuldig, wenigstens das tägliche Brot zu beschaffen.“

„Das tägliche Brot! Heiliger Himmel — wir haben doch noch nie gehungert. Na, und barfuß gehen wir auch nicht.“

„Verlangst Du das etwa? Die armen Dinger! Und gerade jetzt, wo sich die Sache mit Kora jeden Tag entscheiden kann.“

„Aber Du denkst doch nicht etwa mehr im Ernste. . .“

„Freilich, was kümmert Dich das Glück Deines Kindes. Und dabei haben sie rein gar nichts anzu ziehen. Die Mädels konnten noch nicht einmal ihre Antritts-Besuche bei den Bekannten machen. Von mir rede ich ja überhaupt nicht.“

„So! Und neulich — Eure wahnsinnigen Schneider-Rechnungen?“

„Ja, verlangst Du etwa, daß Damen eines anständigen Hauses in Promenaden-Fähnchen Visite machen? Haha, aber was liegt Dir daran, wenn wir zum Gespött werden!“

Konsti hielt sich die Ohren zu und trällerte vor sich hin, um die Jeremiade seiner Frau nicht zu hören. Endlich sagte er tief aufseufzend:

„Uebrigens für diesmal sind wir noch gerettet. Ich habe die Sache mit Griesinger gemacht.“

Frau Susanna hob blitzschnell den Kopf und zog das Taschentuch von den Augen, die etwas geröthet waren, aber keine Spur von Thränen aufwiesen. „Du — Du hast . . .?“

Florian nickte.

„Aber warum hast Du denn das nicht gleich gesagt? Und ich martere schon die ganze Zeit meinen Kopf mit dem Gedanken, wo ich nur das Wirthschaftsgeld für die nächsten Tage herbekomme!“

„Was — damit bist Du auch schon fertig?“

„Haha, Du scherzest doch wohl mit Deinem Erntannen. Wovon leben wir denn?“

Konsti lachte in komischem Zorn auf. „Wovon wir leben! Und dabei nimmst Du vom Kaufmann, vom Fleischer, vom Bäcker auf's Buch. Es ist, um verrückt zu werden. Beste Susanna, Du bist ja ein entzückendes Wesen, aber Hausfrauen-Talente besitzest Du gar nicht.“

Frau Susanna blickte ihren Ehegemahl mit vornehmer Würde an. „Wenn Du in Deiner Gattin nur eine Wirthschafterin erblicken willst, dann hättest Du mich

freilich nicht heirathen dürfen. Jetzt bin ich eine alte Frau und vermag mich nicht mehr zu ändern. Aber wenn Du Dich von mir trennen willst, Florian . . .“

Ihre Stimme zitterte. Frau Susanna spielte die rührend Entsetzte.

„Ich will Deinem Glücke nicht im Wege sein.“ Florian war der Verzweiflung nahe. „Nun fängst Du wieder so an! . . . So sei doch vernünftig, Kind. Herrgott, nur keine Thränen!“

Er mußte sich schließlich demüthigen, um die Verzehrung seiner Gattin — wofür, wußte er nicht — zu erlangen. Der liebe Friede ging ihm eben über Alles.

Als sich die Gatten gerade versöhnt hatten, drang von draußen ein frohlockendes Lachen herein.

Sascha sprang in's Zimmer, eine Postkarte triumphirend in die Höhe haltend. „Nathet 'mal, wer geschrieben hat.“

„Na?“

„Herr Berg-Assessor Richard Luze.“ Florian wurde unruhig. „Wie kommt denn der dazu? Und an wen denn?“

Kora, die ihrer Schwester etwas zögernd gefolgt war, stammelte: „Ach, Papa, nur ein paar Zeilen — Gruß vom Comerjee. Uebrigens an Alle.“

Das junge Mädchen blickte die Mutter bittend an. „So sag' doch!“

Kora wagte es kaum, ihre schöne, schlankte Gestalt ganz aufzurichten. Sie hatte den Kopf schüchtern gesenkt. Ihre langen Wimpern, die die großen Kehaugen beschatteten, zuckten nervös. Eine leichte Röthe überflog die Wangen.

„Also sieh 'mal, Florian, dieser junge Mann . . . na ja, Kind, ich hab's dem Papa doch schon neulich gesagt . . . hm — also, es wäre möglich . . .“

Da Frau Susanna nicht zurecht kam, fiel ihr Sascha in's Wort:

„Es wäre möglich? Haha, er hat ja ganz offen zu mir darüber geredet. Denn ich war doch immer der Anstands-Bauwau.“

„Aber Sascha — was für Ausdrücke!“

„Kurz und gut, das Mädel soll sich verloben!“ rief Sascha resolut, indem sie ihre Schwester um die Taille faßte. „Da, Papa, sieh' nur, wie sich die Kleine freut! — Sag', ist das nicht 'ne niedliche Braut?“

Kora war das Weinen nahe. Sie sah den noch etwas gereizt um sich blickenden Vater schüchtern an. Dann schluckte sie ein paar Mal und schlug die Augen zu Boden. Sie war rührend in ihrer Hülflosigkeit.

Der weichherzige Florian hatte ihre Bewegung bemerkt. Er machte sie aus der stürmischen Umarmung Saschas los, führte sie an's Fenster und sagte in herzlicher Einfachheit:

„Na, Mädel, — ist was Wahres dran, he?“

Kora nickte. „Er wird zu Dir kommen, Papa. Er hat mir's gesagt — am letzten Abend, damals, am Starnberger See.“

„Hm. Und Du hast ihn gern?“

Kora nickte noch energischer.

Florian zog seine Tochter an sich und küßte sie auf die Stirne. „Na, Gott sei mit Dir, kleines Mädel!“

Es schimmerte feucht in seinen Augen.

. . . Und wenn in diesem Augenblick der Weltuntergang von seiner Wahrheitsliebe abhängig gemacht worden wäre, er hätte es nicht über's Herz gebracht, seine Kora über die nächste Verwandtschaft ihres Erwählten aufzuklären . . .

Sascha hatte die paar Zeilen vorgelesen. „Ihre . . . Sie . . . Ihrem! Haha, wie das klingt! Und dabei . . . na!“

„Was?“ rief Florian fast erschrocken. „Kora, Ihr nennt Euch doch nicht etwa schon . . .“

„Nur — lieber Gott . . . ach, das kam so plötzlich und dann — aber nur, wenn wir allein waren!“

„Das ist ja die richtige Eigener-Wirthschaft!“ polterte Florian, belustigt durch Koras Verlegenheit. „Der Vater treibt Pferde-Täuscherei, die Mutter macht Schulden, die Töchter duzen sich mit fremden Herren . . .!“

„Aber Florian, wie sich das anhört! Hast Du nicht auch schon Du zu mir gesagt, noch bevor Du mit Papa geredet hattest?“

„Na — ich! Bin ich etwa ein Muster?“

Die Damen lachten. Kora las wieder und wieder Richards Karte.

Da fuhr Konsti plötzlich vom Fenster zurück, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte. Bervundert blickte ihn Gattin und Tochter an. Noch ehe er Auskunft gegeben hatte, läutete es draußen.

Sascha eilte hinaus. Anna, die ihr bereits entgegen kam, überreichte ihr eine Visitenkarte.

„Du, Papachen, Deine Bilderhandlung ist da! . . . Erschrick nicht, Kora, 's ist ein Namensvetter!“

„Saladin Luze,“ — las Kora auf der Visitenkarte. Mit komisch schmollender Miene warf sie die Karte in die

Schale. „Danke für die Bitterschaft. Das ist doch Dein Corsar, nicht wahr, Papa?“

Florian hörte nicht. Er war nach der Staffelei geeilt, nahm die Strand-Szene herab, trug das Bild schlenkig in's Nebenzimmer und stellte dann den Studienkopf an die leergewordene Stelle.

Während dessen verließen die Damen das Atelier.

Der Meister wischte sich den Schweiß von der Stirne. Dann zündete er sich eine Cigarette an und rief in gereiztem Tone durch den Thürspalt dem Studienmädchen zu: „Ich lasse bitten!“

6.

Saladins Benehmen hatte sich gegen früher geändert. Seine ganze Haltung besaß heute etwas Höflicheres.

Auf Konsti machte das anfangs wenig Eindruck. Er behandelte den Bilderhändler mit cordialer Nachlässigkeit. Erst als dieser anfang, in beinahe sarkastischem Tone über den fälligen Wechsel zu sprechen, regte sich der Maler auf. Er ging immer zorniger durch's Zimmer und versetzte dem Gläubiger in seinen gereizten Worten Schlag um Schlag.

Saladin hatte im Lehnsessel am Fenster Platz genommen, die Beine übergeschlagen und die dicken Finger in die Taschen seines kurzen Jacketts vergraben. Er besaß ein feistes Gesicht, einen breiten, starren Schnurrbart, der wagrecht über den etwas wulstigen Lippen stand, und einen Kranz dunkler Haare, der rund um die glänzende Platte lag. Während Konsti sprach, lächelte er und zeigte dabei unnötig lange seine wohlgepflegten Zähne. Er that dies, weil er in der Fenster-scheibe sein Spiegelbild erblickte. Saladin hielt sich für sehr schön. Seine Eitelkeit sprach sich auch in dem coquetten, jugendlichen Schnitt seines Anzuges aus.

„Wenn Sie durch Grobheit etwas zu erreichen glauben, Herr Konsti, dann fahren Sie, bitte, in diesem Tone fort,“ sagte der Bilderhändler malitiös.

„Mit Euch Geldmenschen ist überhaupt nicht zu verkehren,“ beehrte der Maler auf. „Habt ein paar Groschen in der Tasche, kein bißchen Grips im Hirn, höchstens soviel, als zum Schachern gehört, und nicht die leiseste Ahnung von höherem Schwung oder so 'was.“

Saladin schmunzelte.

„Sie brauchen gar nicht zu lachen, Herr Luze. Mir ist durchaus nicht danach. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich mich höllisch über meinen Reinfall ärgere.“

„Reinfall?“ Saladin trommelte auf dem Fensterbrett und wackelte mit dem Kopfe hin und her. „Stimmt. Aber nicht Sie sind hineingefallen, sondern ich.“

Der Maler lachte zornig auf. „Unglaublich, wirklich!“

„Sie thun gerade, Herr Konsti, als ob's ein Frevel von mir wäre, mein Geld zurückzufordern. Ich muß mir's doch auch verdienen. Sauer sogar.“

„Haha, verdienen — Sie!“ warf der Maler ein. „Ihre lumpigen paar Thaler werden Sie übrigens schon bekommen.“

„So? Dann bitte. Aber schon heute gefälligst.“

„Paßt mir nicht. Kommen Sie ein andermal wieder.“ Die großartige Naivetät des Künstlers ergötzte den Bilderhändler. „Sie haben eine Ahnung vom Querschreiben, lieber Herr Konsti!“

„Nennen Sie mich nicht lieber! Das kann ich nicht leiden!“

Saladin schob die Hand in die Hosentasche und streckte sich noch behaglicher aus. Nach einer Weile sagte er: „Warum wollen wir uns denn erzürnen? Die Sache ist ja wohl in Güte beizulegen. — Na, wie weit sind wir denn mit dem Bilde? Lassen Sie doch 'mal sehen.“

Konsti wies auf die Staffelei. „Dort steht's.“

Saladin Luze warf einen lauernden Blick auf den Künstler. Dann erhob er sich mit jenem kurzathmigen Seufzen, das dicken Leuten eigen ist, denen es gut geht. Sobald er den Studienkopf gesehen hatte, lachte er kurz und höhnisch auf.

„Und darauf haben Sie mich vertröstet? Damit wollen Sie den Wechsel auslösen und außerdem noch Vorschuß zurückzahlen? Haha! Machen Sie sich doch nicht lächerlich!“

„Herr!“ brauste Konsti auf. Er sah sich im Zimmer nach einem Gegenstand um, den er seinem spottenden Gegenüber an den Kopf werfen könnte. Als bald maßigte er sich. „So, es gefällt Ihnen also nicht, das Bildchen, — Sie alter Knabe?“

„Nein!“

„Na, dann machen Sie's gefälligst besser.“

„Kann ich nicht. Brauch' ich auch nicht. Ist gar nicht mein Metier.“

„Ja, aber schimpfen und kritisieren wollt Ihr. Haha, einen Quark versteht Ihr.“

Saladin ging im Zimmer auf und nieder, wobei er sich in jedem Spiegel, an dem er vorüberkam, betrach-

rete. Endlich blieb er vor dem Kamin stehen und be-
spiegelte sich in dem Glasdach der Stuhuh. „Herr
Konski, ich weiß, was ich von der Sache zu halten
habe.“

„Na, da bin ich neugierig.“

„Sie machen Geschäfte hinter meinem Rücken.“

Während der Bilderhändler das sagte, zog er sein
stark parfümiertes Taschentuch hervor und wuschte über
sein Antlitz, das stets fettig glänzte.

Konski war zusammengefahren, wußte sich aber so-
fort wieder zu beherrschen. „Sie müssen's ja wissen.“

„Weiß es auch, Herr Konski. Und ich rathe Ihnen
im Guten — machen Sie keine Sachen.“ Saladin
bearbeitete in ziemlicher Erregung seinen Schnurrbart
mit zwei kleinen Bürsten, die er aus der Westentasche
hervorgezogen hatte. Dann wandte er sich zum Maler
und sagte:

„Ich bin nämlich auch nicht auf den Kopf gefallen.“

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe.“

Der Bilderhändler griff nach Hut und Stock.

Konski hatte sich mit einer frisch angezündeten
Cigarette auf die Chaiselongue geworfen und paffte
dicke Wolken in die Luft. „Sie wollen das Bildchen
nicht haben, Herr Saladin Lupe?“

„Nein, Herr Konski. Und nennen Sie mich nicht
Saladin. Das ist mir unangenehm.“

Konski lachte. „Sie verstehen doch keine Bohne von
der Kunst, Lupe. Sehen Sie sich 'mal das Zeug näher
an. Da — die Beleuchtung — he?“

„Ist ganz gut, ist ganz gut, Herr Konski. Aber
fünfhundert Mark — mehr nicht.“

Der Maler freizügte auf und sprang mit einem
Satz auf den Bilderhändler zu.

Entsetzt wich Saladin zurück. „Herr Konski, ich
will Sie nicht kränken,“ sagte er schnell. „Aber seien
Sie doch ehrlich. Sie haben ein Wasserbild. Ich weiß
es. Und Sie wollen's einem Concurrenten verkaufen.“

„Ach, Unfönn! Alter Schindler! Erst recht nichts
für Sie. Seien Sie nicht langweilig.“

Saladin war nervös geworden. Seine Nasenspitze
erbleichte; seine Augen wurden kleiner und bekamen
einen grünlichen Schein. „Sie lassen mich also so gehen?“

„Hm.“

„Dann sollen Sie mich ebenfalls von einer andern
Seite kennen lernen.“

„Soll mir lieb sein.“

„Gutmützig bin ich — aber dumm nicht.“

„Na, na!“

Der Bilderhändler würgte eine zornige Erwiderung
hinunter und ging — ohne Gruß. Als er die Thüre
schon hinter sich geschlossen hatte, kam er wieder zurück.

„Herr Konski, geben Sie mir das Bild mit dem
Wasser. Ich werde mich dann auch coulant zeigen.
Aber wenn Sie zu Griesinger gehen, dann . . . Ich
weiß Alles, Herr Konski!“

„Ich thue, was mir beliebt.“

Saladin raffte sich auf, schlang sein Stöckchen und
schob es mit beispielloser Grandezza unter den Arm.
„Jeder nach seinem ebacon!“

Damit verschwand er.

7.

„Ich bin für Niemand zu sprechen — für Nie-
mand!“ schrie Meister Florian in furchtbarem Zorn, als
das Stubenmädchen eine Weile später an die Atelier-
Thüre pochte.

Die Schritte draußen entfernten sich.

Konski schnellte von der Chaiselongue empor und
jagte an die Thüre.

„Nur wenn Leute von Griesinger & Co. kommen
— die schicken Sie sofort herein, Anna! Verstanden?“

„Is jut.“

Konski unternahm einen Spaziergang durch's Zim-
mer. Je weiter die Zeit vorrückte, desto unruhiger
ward er. Endlich nahm er den Studienkopf von der
Staftelei und schleuderte ihn in eine Ecke.

Es wurde dunkel. Griesinger & Co. ließen noch
immer nichts von sich hören.

Die beiden Herren hatten in der letzten Zeit öfter
bei dem Maler vorgesprochen und die Strand-Szene mit
kritischem Blick gemustert. Eine Honorar-Differenz hatte
die Erledigung der Angelegenheit noch hinausgeschoben.
Jetzt war man aber einig geworden. Das Bild sollte
aus dem Atelier abgeholt werden. Konski wartete
voll ängstlicher Spannung. Gleichzeitig sollte ihm näm-
lich durch die Boten der von ihm bereits unterzeichnete
Kaufvertrag vollzogen zugehen. So war es verabredet.

Meister Florian verbrachte eine unruhige Nacht.

Auch der Morgen verging ohne Konski strengsten Befehl,
daß er von Niemandem gestört werden wollte. So oft
die Klingel ertönte, fuhr er in die Höhe und lauschte.

Frau Susanna befand sich gleichfalls in größter Er-
regung.

Sie hatte wieder einmal Geldsorgen.

Heute war der erste October. Für diesen Tag hatte
sie einer ziemlichen Anzahl von Lieferanten Zahlung
zugefagt. Mit vieler Mühe hatte sie ihrem Gatten
noch ein paar Goldstücke abgelockt.

Wenn es draußen läutete, so klang's in Frau Su-
sannas Ohren wie die Trompete des jüngsten Gerichts.

Zuerst kam eine Rechnung von der Putzmacherin,
später ließ sich der Tapezierer persönlich melden.

Anna, das Stubenmädchen, hatte eine geradezu un-
ausprechliche Art, beim Ankündigen dieser Besuche zu
lächeln.

„Sagen Sie, ich sei ausgegangen.“

„Das hab' ich ihm gesagt, gnädige Frau. Er will
so lange in der Küche warten. Er sei schon viermal
vergeblich dajewesen.“

„Also sagen Sie, ich käme im Laufe des Tages
selbst.“

Frau Susanna ging dem Stubenmädchen bis an die
Thüre nach und lauschte. Man vernahm ein ärgerliches
Brummen. Dröhnend wurde die Vorsaalthüre zuge-
schlagen.

Bald kamen andere Forderungen. Frau Susanna
war der Verzweiflung nahe. Rathlos irrte sie durch die
Zimmer. Die Töchter waren ausgegangen. Konski
ließ sich nicht stören.

Die kleinen Schuldbestände mußten wenigstens ab-
gelöst werden. Sogar beim Butterhändler und im
Grünfranteller war eine Rechnung aufgelaufen. Die
unglückliche Hausfrau brachte das Portemonnaie gar
nicht mehr aus der Hand. Man kam und ging. Immer
hieß es: zahlen! Die großen Rechnungen mußten zurück-
gewiesen werden. Frau Susanna hatte sich darauf ver-
lassen, daß Florian sein Bild noch vor dem Monats-
ersten verkaufen würde. Ein geheimer Groll gegen
ihren Gatten erfaßte sie. Sie mußte bei jedem einzelnen
Gläubiger auf einen neuen Vorwand sinnen, um ihn
zu vertrösten. Und dabei ward Anna jedesmal dreifach.
Sie berichtete ihrer Herrin die malitiosen Bemerkungen
der Abgewiesenen mit sichtlich Schadenfreude.

Plötzlich stürzte die Köchin in's Zimmer. Beim
Fleischer und beim Kaufmann wollte man nichts mehr
auf's Buch geben. Das alte Conto sollte erst abgetragen
werden. Es reisirten sogar noch mehrere Posten, die
bereits vor der Sommerreise zu bezahlen gewesen wären.

Frau Susanna nagte an den Lippen und stieß
etwas hervor, das wie: „Proletarier!“ klang. Sie
mußte sich entschließen, der Köchin zum Einholen ihren
letzten Goldfuchs einzuhandigen.

Sobald das Mädchen das Zimmer verlassen hatte,
überkam sie eine tödliche Angst. Wenn nun bis zur
Rückkehr der Köchin eine neue Rechnung präsentirt
wurde? Frau Susanna hätte in diesem Augenblick auch
den kleinsten Betrag nicht zu zahlen vermocht!

Der Malersgattin wurde es schwarz vor den Augen.
Sie fühlte sich plötzlich sehr leidend.

„Anna, lassen Sie die Jaloufien herab — ich muß
Ruhe haben.“

Das Stubenmädchen gehorchte. „Wenn aber Jemand
kommt? . . . Der gnädige Herr sind auch nicht zu sprechen!“

„Ich bin krank. Ich kann mich um nichts mehr
bekümmern.“

Endlich war Frau Susanna allein. Sie verriegelte
die Thüre. Dann athmete sie tief auf.

Eine Weile später läutete es abermals. Frau
Susanna legte sich geräuschlos auf die Chaiselongue und
zog die Decke über sich. Ängstlich lauschte sie.

Die gnädige Frau sei krank und liege zu Bett. —
Es sei aber sehr dringlich; Frau Konski habe für den
heutigen Tag Zahlung fest zugesagt. — Die gnädige
Frau schlafe bereits.

Frau Susanna schloß unwillkürlich die Augen.
Endlich fügte sich der unangenehme Besuch. Mit
der Bemerkung, daß er am folgenden Tag wiederkommen
werde, entfernte er sich.

So ging es noch ein paar Mal. Die Malersgattin
freute sich ihrer Kriegslift. Mit großer Bangigkeit ge-
dachte sie aber der Zukunft. Was sollte nur werden,
wenn ihr Gatte nicht schleunigst Hülfe brachte? Sie
konnte doch wahrhaftig nicht ewig hier liegen bleiben!

Plötzlich fuhr Frau Susanna jäh empor. Sie
erinnerte sich, daß sie heute Empfangstag hatte.

Unruhig ging sie auf und nieder. Sie rechnete.
Soviel sie auch hin und her überlegte, es war keine
Möglichkeit, auszukommen. Und sie wollte sich doch
dem erscheinenden Besuch nicht ungestraft zeigen. Auf
fünf bis sechs Damen und ein paar Herren — meist
Künstler und Künstlerinnen — war bestimmt zu rechnen.
Wenn auch bei solchen Gelegenheiten keine besonderen
Umstände gemacht wurden — Geld war immerhin
erforderlich.

„Nun, Florian mußte helfen! Und wenn er noch so
schlecht gestimmt war! . . . Der Ruf des Hauses
stand ja auf dem Spiele.“

Es wurde Mittag. Konski sprach bei Tisch kaum
ein Wort. Auch Kora und Sascha, die kurz vor der
Mahlzeit von allerlei Besorgungen aus der Stadt heim-
gekehrt waren, stellten alsbald ihr munteres Geplauder ein.

Nachdem man gegessen hatte, nahm Frau Susanna
ihren Gatten bei Seite. Sascha und Kora flüsterten
ebenfalls geheimnißvoll mit einander. In beiden Gruppen
bildete das leidige Geld den Gegenstand der Unterhaltung.
Die jungen Damen hatten wieder einmal besondere
Wünsche. Die schlechte Laune des Vaters schüchterte
sie etwas ein. Als sie aber gerade Muth gefaßt hatten,
um ihre Bitte gemeinsam vorzutragen, vernahmen sie
einen entsetzten Ausruf der Mutter. Hurtig eilten sie
in's Nebenzimmer.

„Kinder, das ist mein Ende!“ rief Frau Susanna.
Sie war in einen Hauteuil gesunken und starrte ihren
Gatten mit weit aufgerissenen Augen an. „Unser
Besuch! Das wird eine furchtbare Blamage!“

„Aber was giebt's denn nur? Mamachen, so rede
doch!“ Ängstlich umringten die beiden Mädchen ihre
Mutter.

„Ich habe eine Unmenge Rechnungen bezahlen
müssen. Jetzt ist kein Geld mehr da. Und Euer Vater
sagt mir eben, daß er sich auf mich verlassen hätte.“

„Ach herrje!“ rief Sascha in ihrem höchsten Tone,
„und gerade wollten wir . . .“

Ein unwilliges Kopfschütteln der Schwester brachte
das Mädchen zum Schweigen.

Da Anna im anstößenden Speisezimmer mit dem
Abräumen der Mittagstafel beschäftigt war, wurde das
Gespräch abgebrochen.

Bapa Florian begab sich in sein Atelier. Frau
Susanna folgte ihm auf dem Fuße. Auch die beiden
jungen Damen ließen nicht lange auf sich warten.

Hier wurde in gedämpftem Tone weiter verhandelt.
„Es ist, um aus der Haut zu fahren!“ rief der
Meister. „Kein Geld da. Immer das alte Lied.
Verdiene ich etwa nicht genug? Bin ich ein Faulenzer?
Zum Kukud, andere Hausfrauen haben sich auch nach
der Decke zu strecken!“

Frau Susanna blickte gekränkt zu Boden.
Kora setzte sich neben sie und umfaßte sie. „Ach,
Mamachen — Bapa meint's ja gar nicht so schlimm.“

Die im zärtlichsten Tone gesprochenen Worte ihrer
Tochter entfesselten den Thränenstrom der Malersgattin.

„Ach, ich weiß ja, daß ich nicht zur Hausfrau
tauge,“ schluchzte sie. „Ich habe es eben in meiner
Jugend nicht nöthig gehabt, mit den Pfennigen zu
rechnen. Hätt' ich doch nie — nie . . . o Gott, o
Gott . . .!“

Frau Susannas Worte verloren sich in herzer-
brechendes Schluchzen und Weinen.

Kora sprach der Mutter zu.
„Und wenn es nur nicht gerade heute so gekommen
wäre!“ klagte Frau Susanna weiter. „Aber wenn die
Gäste meine Verlegenheit bemerkten . . . o Gott, o
Gott!“

Auch Sascha setzte sich neben die Mutter. „Da
sieh 'mal, Du Nabengatte,“ rief sie dem zornig auf-
und niederstürmenden Vater zu, „Mama weint!“

Ja, Mama weinte wirklich.

Florian raufte sich das Haar und rannte noch
aufgerechter durch das Gemach. Als sein Blick aber
zufällig das Antlitz seiner Gattin streifte, war er plötz-
lich wie umgewandelt. Die großen Tropfen, die von
Frau Susannas Wangen herabrannten, verfehlten ihre
Wirkung auf den weichherzigen Meister nicht.

„Na ja, so ist's recht,“ brummte er einlenkend, „nun
bekommst Du rothe Augen, und Deine Gäste werden
sehen, daß Du geweint hast.“

Erschrocken hielt Frau Susanna in ihrem Thränen-
strom inne.

Sascha klopfte ihr lieblosend die Wange. „Na, sei
wieder lieb, Mamachen. Weinen nützt ja doch nichts.“

„Und Du bist so hübsch, wenn Du lachst!“ sagte
Kora, die Mutter auf die Augen küßend.

Frau Susanna tröstete sich allmählig. „Ihr guten
Kinder, — ja, wenn ich Euch nicht hätte!“

Nun pflanzte sich auch Florian vor seiner Gattin
auf. „Und ich bin natürlich wieder der Haustyrann,
wie? . . . Na, Susel, nun schäm' Dich 'mal vor Deinen
großen Mädels. Wegen des dummen Geldes werden
wir uns zanken? Nachdem wir ein fünfstel Jahrhundert
hindurch in Frieden bei einander gehaust haben? Unfönn.
Geld ist noch das Wenigste.“

„Namentlich in 'ner Künstler-Familie!“ wagte Sascha
mit drolligem Ernst hinzuzusetzen.

Der Bann war gebrochen. Florian ging auf den
scherzenden Ton des Mädchens ein. Bald lockte er auf
Susannas Antlitz ein Lächeln hervor.

Nachdruck verboten.

Lilis Verhältniß.

Eine Kindergeschichte von Hermine Billinger.

Unter dem frei auf grüner Anhöhe liegenden Herrschaftshaus führte ein Hohlweg hinab zum Dorf, mit seinen freundlichen, garten-umsäumten Häuschen. Vor dem ersten, zunächst der Villa, stand ein ungefähr siebenjähriger Bube, die Haut voll rother Nellen, und auch im Mund hatte er eine Blume; er besand sich im vollsten Wachs, obwohl's nicht Sonntag war; ein schwerer Filtzhut drückte die weitabstehenden Ohren darunter vollends zu Schanden, die kurze, feise Tuchjacke und enorm weite Hose machten den kleinen Mann zu einem nichts weniger als augen-erfreuenden Gegenstand.

Die unter der Hausthüre lehrende Frau schien jedoch anderer Meinung zu sein, wenigstens betrachtete sie ihren Sproß mit einem Ausdruck unverkennbaren Stolzes, indem sie ihm zugleich ein ermunterndes: „Gang jez, Biebli, gang jez!“ — zurief.

Er blieb aber noch immer stehen mit gespreizten Armen und Beinen und fragte in weinerlichem Tone neben seinem

„Aber was soll ich nun anfangen?“ fragte sie schließlich in gedämpftem Tone. „Ich habe mich bis auf den letzten Pfennig ausgegeben.“

Sascha lachte herzlich auf. „Das ist ja famos!“ rief sie übermüthig. „Eine Collecte für Mama!“ Damit holte sie ihr kleines Geldbeutelchen aus der Tasche und leerte es auf den Tisch vor Frau Susanna aus. „Da, mein ganzes Vermögen. Ich bin zwar ganz abgerissen und brauche zur höchsten Noth neue Handschuhe, — aber es sei geopfert auf dem Altar des Hauses!“

Konski schüttelte sorgenvoll den Kopf. „Ja, ich kann Euch nicht helfen. Ich muß warten, bis der Vertrag von Griesinger kommt. Wenn ich jetzt drängen wollte, so würde man mich sofort im Preise drücken. Ich kenne das. Aber bis morgen früh hoffe ich spätestens auf Erlösung aus der peinlichen Lage.“

Nora war eine ganz andere Natur als die Schwester. Deren leichtsinnigen Uebermuth verstand sie nicht. Schüchtern und verschämt drückte sie der Mutter einige Ersparnisse vom Taschengelde in die Hand.

prinzlichen Palais in Berlin, wie in Schloß Friedrichskron in Potsdam, ging es kaum anders zu, wie in einem wohlthätigen bürgerlichen Haushalt. So gab es denn auch in diesem fürstlichen Familien-Kreise von jeher jenes wirkliche Sich-Kennen- und Lieben-Lernen, das seinen natürlichen Abschluß in einer Brautwerbung findet. Die Erbprinzessin von Weiningen, die Kronprinzessin von Griechenland, die Prinzessin von Schaumburg-Lippe, sie alle sind ihren zukünftigen Gatten, die zur Dienstleistung in die deutsche Armee eingetreten waren, zum ersten Male absichtslos im gastlichen Hause ihrer Eltern begegnet und haben einen wirklichen Herzensbund geschlossen.

Nun hat die Stunde der Trennung vom Elternhause auch für die jüngste Kaiser-Schwester, die Prinzessin Margarethe von Preußen, geschlagen. Prinzessin Margarethe hat dieselbe, auf selbständige Ausbildung aller körperlichen und geistigen Fähigkeiten gerichtete Erziehung genossen, wie ihre Schwestern. Im Morgenglanze des neu erstandenen deutschen Reiches, am 22. April 1872, geboren, wurde sie von der intimsten Freundin ihrer Eltern, der damaligen Kronprinzessin Margherita von Italien, aus der Taufe gehoben und erhielt von der „schönsten Fürstin Europas“ ihren Rufnamen. Für glückliche Kinderjahre bürgte der im kronprinzlichen Hause herrschende Familien-Sinn, und als dann die Jahre der Prüfung kamen, als der todtwunde Kronprinz von Leidens-Station zu Leidens-Station ziehen mußte, um schließlich auf dem Thron der



Prinzessin Margarethe von Preußen und Prinz Friedrich Karl von Hessen.

Nach Photographien von T. G. Voigt, Homburg, und Th. Bellum, Berlin.

Frau Susanna athmete erleichtert auf. „Nun muß ich aber schnell zum Conditore schicken. Es ist schon vier Uhr. Kinder, was war das doch wieder mal für eine Hege!“

Als die Mutter das Atelier verlassen hatte, warf sich Sascha einen Mantel um, der von den Actstudien des Malers noch auf dem Boden lag, duckte sich mit komischer Aengstlichkeit zusammen und näherte sich ihrem Vater. Sie streckte mit schelmischem Ausdruck die Hand aus und sprach den Maler in der Art eines reisenden Handwerksburschen um ein Almosen an.

Meister Florian lachte über den drolligen Einfall. „Thut mir leid, armer Bengel, ich hab' selbst nichts.“

Sascha fasste ihren Vater am Arm und zog ihn mit sich fort.

„Komm, so laß uns gemeinsam verhungern!“

Konski zupfte das übermüthige Mädchen leicht am Ohr. „Vorlaute Nange Du!“ sagte er halb lachend, halb geärgert.

Nora blickte verlegen bald den Vater, bald die Schwester an. Sie war ganz roth geworden.

(Fortsetzung folgt.)

tüchtigen Krankheiten zu erliegen, da waren seine beiden jüngsten Töchter an der Seite der Mutter seine steten Begleiterinnen. Prinzessin Margarethe blieb nach der Vermählung ihrer Schwester mit dem Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe der einzige Trost der Kaiserwitwe, die sich von ihrem „Reichthümchen“ auch nicht für kurze Zeit zu trennen vermochte. Biel-leicht war diese liebe Gewohnheit des innigen Zusammenlebens ein Hauptgrund, weshalb die Gerüchte über eine Vermählung der jüngsten Schwester des Kaisers sich immer wieder als irrig erwiesen. Ein Sohn des Königs von Schweden, der Erstgeborene des Königs von Dänemark, der Erbprinz von Luxemburg, der Großherzog von Hessen, der Thronfolger von Rußland, sie alle wurden als Bewerber um die Hand der preussischen Prinzessin genannt. Aber die hohe Politik hat von jeher mit dem Familien-Glück der Hohenzollern selten etwas zu thun gehabt.

Prinz Friedrich Karl von Hessen hatte als Lieutenant im Eriten Garde-Regiment gewiß Gelegenheit, sich seiner Cousine, die als eifrige Tänzerin bekannt ist, zu nähern. Der eigentliche Herzensbund ist, wieder so recht schlichtbürgerlich, zwischen Nachbars-Kindern geschlossen worden. Friedrichshof bei Homburg, der neu erworbene Lieblings-Aufenthalt der Kaiserin Friedrich, grenzt dicht an Schloß Philippsthal, den Wohnsitz der Mutter des Prinzen Friedrich Karl, so daß sich das Finten zweier Herzen nicht allzu schwer gestaltete. Standen sich die beiden Fürstentöchter doch schon durch die Geburt verwandtschaftlich nahe. Prinz Friedrich Karl ist am 1. Mai 1868 als dritter Sohn des Landgrafen Friedrich von Hessen und der Prinzessin Anna von Preußen, der Schwester des Prinzen Friedrich Karl, des „rothen Prinzen“, geboren. Sein ältester Bruder ertrank auf einer Seereise nach Aien, der zweite ist blind, so daß ihm, als dem erbfähigen Sprossen seines Hauses, bereits der ganze reiche Familien-Beiz zu-fällt. Auf die Thronanwartschaft im Kurfürstenthum Hessen-Kassel hat sein Vater in echt deutscher Gesinnung schon im Jahre 1866 verzichtet.

Gleiche Neigungen verbinden das junge Paar. Prinzessin Margarethe ist als elegante Reiterin bekannt und wird an dem schlanken Dragoner-Offizier einen ebenbürtigen Partner finden. Kunst und Wissenschaft haben in den beiderseitigen Familien stets eifrige Gönner und Gönnerinnen gefunden, und Prinzessin Margarethe sowohl als ihr Verlobter haben sich nicht nur auf ihren Reisen ein umfassendes Kunstverständnis zu erwerben gewußt, sondern sind selbst gelegentlich mit Stift und Pinsel ausübend thätig.

Preussische Prinzessinnen sind selten unvermählt gestorben; der Fürstentöchter, der zunächst auf die Hand einer Hohenzollern-Tochter Anspruch macht, wird sich ein wenig gedulden müssen. Prinzessin Victoria, die Tochter des Prinzen Friedrich Leopold, ist erst zwei Jahre alt, und die Geburt einer unter dem Purpur geborenen Prinzessin haben erst im Herbst des eben verfloßenen Jahres die üblichen Kanonenschüsse verkündet.

Nellenstiel heraus: „Jo Mutter, was soll denn dem Villa-Meldele sage.“

„De, sag sch'm e Grüeßle von dim Hansle!“

Da lachte er mit dem ganzen Gesicht, drehte sich mit einem plötzlichen Ruck der Hausthüre zu und schrie ein „Hansle“ hinein, in dem sich die ganze Bärtlichkeit seiner Kinderseele offenbarte. Es raschelte ein wenig hinter den Nellenstüpfen am Fenster, dann tauchte zwischen den hochrothen Blüthen das feuerrothe Köpfchen eines Eichhörnchens hervor, mit einem höchst verwunderlich klugen und fragenden Gesichtsausdruck.

„Hansle's g'hört, e Grüeßle sollt von der sage,“ verkündete der Bube, „so, nu jez adjes, Hansle, un b'hüet di Gott —“ Worauf er gemächlich wie ein Alter mit seiner Nette im Mund den Hohlweg hinanstieg.

Die kleine Anhöhe war schnell erreicht, und das Büblein stand vor der Pforte der Villa und läutete; drinnen bellte ein Hund, und die Thüre wurde geöffnet. Der kleine Gast betrat einen schönen, schattigen Platz, mit hohen, prächtigen Bäumen, und stiefelte geradenwegs auf einen Tisch zu, an dem die Villa-Bewohner saßen und ihr Frühstück einnahmen — obenan, der Herr des Hauses, mit seinem rothen Fetz und seinen Zeitungen, rechts und links die im ganzen Dorf berühmten und von allen Kinderherzen heißverehrten Tanten Maria und Helene. Außerdem aber ragte noch ein dunkles, kaum sichtbares Köpfchen über den Tisch, und dieses war der Punkt, den der kleine Ankömmling trampfhaft in's Auge faßte und auf den er los-steuerte.

„Ei sieh mal, Lili, da kommt er ja schon, der Freund Josef,“ rief Tante Helene aus, „und die schönen Nellen, die er Dir bringt! nun, so gib ihm ein Händchen, Lili, Du hast ja auf der ganzen Fahrt gestern Abend von nichts Anderem geredet als vom Josef.“ — „So, so,“ drohte der alte Herr mit dem Finger, „und da soll man sich einbilden, die Reise wär' um Großpapas Geburtstag geschehen!“

Lili, die mit dem ganzen Gesichtchen in ihrer Schale Milch steckte, die sie mit beiden Händchen festhielt, verharrte ruhig in ihrer Beschäftigung, darüber weg den blöden Josef mit großen schwarzen Augen anstarrend, die plötzlich wie zwei Sternlein zu funkeln begannen, als der Bube stotternd sein „Grüeßle“ vom „Hansle“ ausrichtete.

„Weißt Du was,“ half ihm Tante Maria aus der Verlegenheit, „essen wir zuerst ein Stück Kuchen, Josef, bis diese verschämte Lili sich entschließt, hinter ihrer Milch hervorzukommen.“

Er wurde auf einen Stuhl gehoben, und Tante Helene legte ihm das Stück Kuchen auf den Teller, und Tante Maria zerschchnitt es, wobei sie bemerkte:

„Und die Nette nimmst Du aus dem Mund, Josef, die mußt Du lieber nicht mitessen, sonst giebt's am End ein Nellen-beetlein in Deinem Magen —“

Eine Voraussetzung, die Lili veranlaßte, so herzlich in ihre Milch zu lachen, daß der Josef und sie und der Großpapa, mit sammt seinen Zeitungen, unter einen Schauer weißer Tropfen gerieten, die nach allen Richtungen spritzten.

Prinzessin Margarethe von Preußen und Prinz Friedrich Karl von Hessen.

Mit zwei Portraits.

urch die Geschichte des Hohenzollern-Hauses und seiner Sprossen geht ein starker, inniger Familienzug, ein tiefer Sinn für die Häuslichkeit, der fern abführt von politischen Erwägungen und die Anforderungen der letzteren von den Bedürfnissen des Herzens zu trennen weiß. Kaiser Wilhelm I. mußte zu repräsentativen, wie kein anderer unter den Fürsten seiner Zeit, im häuslichen Kreise war er ein sorgsamer Familienvater, der all die kleinen Leiden und Freuden seiner Kinder, Enkel und Urenkel mitfühlte und überall rathend und helfend eintrat. Noch stärker nach der Richtung des Einfach-Bürgerlichen ausgeprägt, zeigte sich dieser Charakterzug bei seinem Sohne, dem Kaiser Friedrich. Durch seine Ehe mit der englischen Königs-Tochter fand seine Vorliebe für behagliche Lebensführung am heimischen Herde neue Nahrung, und im kron-

„Ei Du ungeschicktes Kind,“ schalt der Großpapa mit dem freundlichsten Gesicht der Welt, während die Tanten flugs den Schaden wieder gut machten, bei welcher Gelegenheit denn endlich das ganze Lillchen zum Vorschein kam, von dem hinter der großen Serviette und Milchschale bislang nur wenig zu sehen gewesen — ein Perlföndchen, zierlich wie ein Elfenkind neben dem dicken Bauernjungen, der zum Ueberfuß in diesem Augenblick seine Breden so voll Kuchen gestopft, daß er sichtbar nach Athem ringen mußte und so unvorteilhaft wie möglich aussah.

„Nein,“ sagte Tante Helene mit einem Blick auf das unbeschreiblich ungleiche Pärchen, „wo nur die Lili ihre Augen hat!“

„Titania und der Esel,“ murmelte Maria, „eine Komödie, die sich öfter im Leben auführt, als man in seiner grünen Jugend glaubt.“

„Ach was,“ jagte der alte Herr und klopfte dem Josef auf den ahnungslosen Schädel, „laßt mir den Buben zufrieden, geschliffen ist er nicht, aber darum kann er doch ein Diamant sein.“

Worauf Helene etwas von dem bekannten Zusammenhalten der Männer murmelte und Titania sammt ihrem Eiselein von den Stühlen hob.

Lili nahm den hüßlosen Freund mit einer Vorsicht bei der Hand, als ob er von Glas wäre, und führte ihn aus den

kritischen Augen der Erwachsenen weg, einem höchst einladenden, abgemähten Rasenplatz zu. Dort machte die kaum vierjährige Kleine Halt, erhob sich auf den Fehenspitzen und flüsterte dem Kameraden die Versicherung in's Ohr: „Es ist nicht wahr, Du bist kein Esel!“ — worauf sie einen Seufzer ausstieß und mit einem Ausdruck nicht zu beschreibenden Entzüdens die Frage hinzufügte: „Hat mich der Hanjele wirklich grüßen lassen?“

„Frei!“ riefte der Josef, und Lili begann in der Freude ihres Herzens einen kleinen Rundlauf zu veranstalten, dem sich der Josef nach einigem Besinnen angeschlossen, indem er schwerfällig wie ein Karrengaul hinter dem leichtfüßigen Elfenkinde hertrabte.



„Unterhalte mich jetzt,“ befahl Lili, nachdem sie sich müde gelaufen, und nahm auf einer Bank Platz. Der Josef laute an seiner Nette und schaute so stumpf wie möglich drein, bis ihn plötzlich Lilis ungeduldig schaukelnde Füßchen zu einem Entschluß brachten:

„A gang jez in d' Schul,“ stotterte er.
„Und dann?“ fragte das Kind nicht im geringsten für diese Thatsache interessirte Stadtkind.

„In dann,“ wiederholte der Bub, „he, dann fragst halt der Lehrer immer e so viele Sache, die er doch selber wisse könnt —“
Und ganz beschämt über seine lange Rede, wandte er Lili den Rücken zu. Auch sie sah einen Augenblick wie verduht da, plötzlich von der Angst befallen, der stumme Josef könne nun, da er in die Schule ging, mit einem Male irgend etwas besser wissen wollen, als sie.

„Eisch,“ verkündete sie, „der liebe Gott sieht aus wie mein Großpapa, gelt aber, das hast Du nicht gewußt!“ Und bevor Josef sich die Sache klar gelegt, fügte sie hinzu:

„Und der liebe Gott kann Alles, er kann auch mit einem Bein über die ganze Welt springen, wenn er will —“

Damit hatte sie ihrem Ehrgeiz genug gethan, sprang von der Bank herunter und fuhr mit beiden Händchen in Josefs geräumige Rocktaschen.

„Gelt,“ sagte sie, ihn so fest haltend, „Dein Hansele, der ist Dir lieber als die ganze Welt?“

„Des willt meine,“ gab der Bursche ohne Bedenken zu, und Lili flüsterte, indem ihr ein Paar hochrothe Bäckchen anslogen:

„D ich weiß noch Alles — wie der Hansele Dir immer den Stock verstecken thut und auf dem ganzen Tisch herumkrabbelt, und Alles versucht mit seinen kleinen, kleinen Zähnen — ach Josef, bitte, bitte, sei so gut und schenk mir Dein Hansele!“

Der Bub sagte kein Wort, aber mit einem Nuck machte er sich von den kleinen Händen, die ihn festhielten, frei.

„Und Du bist doch ein Esel,“ brauste die Kleine auf, riß eine Handvoll Gras aus dem Boden und warf es dem Josef in's Gesicht. Er blinzelte ein wenig und blieb dann mit großen, verwunderten Augen wie angenagelt stehen.

Lili beobachtete ihn voll Unruhe; plötzlich zuckte es um ihre kleinen Mundwinkel:

„Warum sagst Du denn nichts? Lili war unartig, Lili muß in die Ecke, psst!“

Und sie verfiel sich spornstreichs in's Gartenhäuschen, stellte sich in eine Ecke und begann ohne weiteres zu schluchzen. Dem Josef fiel vor Schrecken die Nette aus dem offenen Mund, aber schon im nächsten Augenblick hob er sie wieder auf, da sie ihm offenbar als Beweis seiner festlichen Stimmung nicht fehlen durfte, ging zu der schluchzenden Kleinen hin und zupfte sie leise am Rocksaum.

„Nein,“ sagte Lili, ihm das in Thränen gebadete Gesichtchen zuwendend, „es ist noch nicht genug“ — und fuhr mit erneuertem Eifer in ihrem bitterlichen Schluchzen fort.

Da blieb der Josef in Gottesnamen dicht hinter ihr stehen, die Hände in den Taschen, und aus den Augen quollen ihm große, dicke Thränen, die ihm schmerzhaft die Kehle zusammenschürzten.

Mit einem Male hüpfte Lili, mit dem ganzen Gesichtchen strahlend, aus ihrem selbsterwählten Verbannungs-Plätzchen, mit heller Stimme verkündend:

„So, jetzt bin ich fertig, jetzt bin ich wieder lieb — aber warum hast denn Du geweint?“ setzte sie mit einem erstaunten Blick auf Josef hinzu, „Du bist ja gar nicht unartig gewesen!“

Da wandte er sich in tiefster Scham von ihr weg, rief sich selber „fü“ zu und setzte in gestrecktem Galopp über den Rasen hin. Jawohl, jetzt griff er aus, und das Lilichen versuchte umsonst, den Kameraden einzuholen.

Es war um die Mittagszeit, als er ganz beladen mit Herrlichkeiten den Hohlweg hinunterschritt.

„Gelt, morgen früh kommst und sagst mir Adieu,“ rief ihm Lili unter der Thüre nach, und Tante Helene setzte hinzu: „Um acht Uhr fahren wir fort!“

„Jesses Marie,“ wunderte sich Josefs Mutter, als der Bub mit seinem Arm voll Spielsachen und Süßigkeiten und den Worten über die Schwelle trat: „Alles vom Villa-Weidele —“

„Wenn mer nur an dem guete Kind emol e Freud mache könnt,“ jammerte die Frau, „z Bihnachte het der's ebbis g'schickt un alle mol bringt der's e ganzer Tisch voll Sache mit: 's isch doch an gar zu arg, daß mer nix für das Weidele hän, denn d' Blüemli uf der Villa sin au schöner als unjeri — nei, wie mi au des kränkt —“

Der Josef schaute seine Mutter an mit Augen, die immer größer und ängstlicher wurden; irgend ein Gedanke schien in ihnen zu dämmern, aber er brauchte Zeit, sich mit ihm vertraut zu machen. Stumm sah er da und blieb so sitzen, auch als das Hansele herbei kam und sich voll Eifers über die Süßigkeiten hermachte, Alles beschnuppernd und in seinen kleinen Pfötchen herumdrehend; hierauf ging's an ein Verschleppen und Verstecken in alle Winkel der Stube; dabei schaute sich das Thierchen alle Augenblicke mit einem Ausdruck des Staunens nach dem Bublen um, als wollte es sagen: Nun, was ist denn heut mit Dir — wo bleibst's mit unjerer frohen, ergößlichen Jagd?

„Mutter,“ sagte der Josef mit einem Mal, nachdem er bis zum Abend in aller Stille so gefessen hatte, „i ha so Schmerz dorum, am Moge.“ — „Wirsch z' viel g'ässe ha,“ meinte die Frau und legte ihn zu Bett.

Der Hansele hüpfte ihm nach, alsbald in gewohnter guter Laune seine abendliche Vorstellung auf dem Geländer des Bettchens gebend, unter welchem Schauspiel der Josef sonst mit dem herzlichsten Lachen auf den Lippen entschlummert war. Heute weinte er sich in den Schlaf, und noch im Traume schluchzte er auf, so daß das kleine Thierchen, das an seiner Seite zusammengeringselt lag, allemal ganz verwundert mit seinem rothen Köpfchen über die Decke fuhr.

Am andern Morgen in der Frühe stand der Josef oberhalb des Hohlwegs; er trug einen kleinen Sack im Arm, worin sich etwas regte; so stand er über eine halbe Stunde lang, den Blick unverwandt auf die Thüre der Villa gerichtet; dann wurde die Thüre aufgesperrt, und der Wagen fuhr langsam heraus.

„Ei, da ist ja der Josef,“ rief Tante Helene, „Rutcher, halten Sie ein wenig, daß sich die Kinder die Händchen geben können.“

Lili beugte sich vor, anzuschauen wie ein Prinzlein, das einen armen Bauernknaben mit ihrer Hand beglückt. Da slog etwas an ihrem Köpfchen vorbei, der Tante Helene in den Schoß, und der Josef rannte wie besessen den Hohlweg hinunter.

„Was ist denn das,“ sagte Tante Helene, „es ist, als be-

wege es sich.“ — Das Säckchen wurde geöffnet, und heraus spazierte das Eihörnchen, ganz erstaunt über die elegante Umgebung, in der es sich befand.

Lili war außer sich vor Glück.
„Jetzt gehört's mir,“ schrie sie, „mir ganz allein — der Josef hat mir's geschenkt — ich wieg's in meiner Puppen-Wiege — allen Zuder kriegt's in der ganzen Zuderbüch! — o Tante, ich hab's ganz erschrecklich lieb.“

Sie war wie berauscht.

„Ich komm ja gar nicht zu mir,“ jagte Tante Helene, „das hat der Josef gethan, der dumme blöde Bub.“

„Gelt, jetzt weißt Du auch, warum ich ihn so lieb hab'?“ meinte die Kleine.

Tante Marie zog Lili gerührt an sich.

„Weil Du sein gutes Herzchen erkannt, nicht wahr, Lili?“

„O nein, weil er so ein liebes Hansele gehabt.“

Die beiden Tanten sahen sich ganz überrumpelt an, insofern Lili das Thierchen herzte und ihm einmal über's andere zuflüsterte:

„Jetzt bist Du mein, und wer Dich haben will, den mach' ich todt.“

„Lili,“ ergriff Tante Marie das Wort, „wenn Du jetzt nach Hause kommst, erwarten Dich Papa und Mama, zwei liebe Brüderchen, und ich weiß nicht, wie viele Puppen.“

„Künn,“ jagte Lili.

„Denk mal, künn! und wenn der Josef nach Hause kommt, ist seine Mutter vielleicht auf dem Feld, und er hat keinen Vater und kein Brüderchen und keine einzige Puppe, die ihn erwartet, er hatte nur sein Hansele.“

„Und das gehört jetzt mir,“ erklärte die Kleine, das Thierchen fest an sich pressend.

„Ja, es gehört Dir bis zur Bahn, dann reißt Tante Helene mit Dir weiter, und ich bring dem Josef das Hansele zurück, mit einem schönen Gruß von der Lili, und sie wolle ihm nicht seine einzige Freude rauben, sie wolle nicht, daß er jetzt ganz allein sitze und weine, denn sie, die Lili, habe auch ein gutes Herzchen und darum schide sie dem Josef das Hansele wieder —“

„Wenn er aber nicht weint,“ sagte Lili, sich an diese Vorstellung klammernd, wie an einen Rettungs-Anker, „dann muß ich's doch behalten, weil ich sonst wein' —“

„Rutcher,“ rief Tante Marie, „es ist noch Zeit, kehren Sie schnell um und fahren Sie durch den Hohlweg.“

Das Hänschen der Witwe stand offen, und Tante Maria ließ halten und stieg mit Lili und dem heiliggeliebten Hansele aus.

Unter der Thür kam ihnen Josefs Mutter entgegen.

„Se, do isch jo 's Hansele,“ rief sie aus, „jetz weiß i, was der Bub hat — er wird g'fürchtet ha, 's isch am End' verlor'n — drin uff'm Bettli leist er un hült, as wollt'm 's Herzli breche —“

Lili steckte den Kopf in die Thüre, wie um sich von der Wahrheit dieser Aussage zu überzeugen. Im nächsten Augenblick setzte sie das Thierchen auf die Schwelle nieder und rannte Tante Marie voraus zum Wagen.

Drinnen erklärte sie mit von Schluchzen erstickter Stimme, aber durchaus energisch:

„Das jag' ich Euch — wenn 'ich groß bin, heirath' ich den Josef — und dann gehört's Hansele doch mir!“

Nachdruck verboten.

Zur Frauenbewegung.

Eine Studie von Richard Wulfov.



Im letzten Jahrzehnt hat sich die Ueberzeugung eine breite Bahn gebrochen, daß die sogenannte „Frauen-Emancipation“, d. h. die Lösung der Frau aus überlebten Vorurtheilen und unnatürlichen Verhältnissen, als eine logische Folge der gegenwärtigen Kulturstufe und der modernen, völlig veränderten Industrie-Verhältnisse, nicht aber als ein Product thörichter Geistes und leerer Eitelkeit anzusehen ist. Die Bewegung weist bereits unleugbar große Erfolge auf; sie hat den Frauen neue Erwerbs-Gebiete aufgeschlossen und sie zugleich zu einer kräftigen Vertretung ihrer eigenen Interessen ermuthigt; sie hat tausend arbeitsfreudige Hände in Bewegung gesetzt und einen Schatz von unthätiger geistiger Kraft flüssig und nutzbar gemacht. Die ehrliebe, anständige Arbeit der Frau kann bereits als ein beachtenswerther Cultur-Factor angesehen werden, da sie ersichtlich zur Festigung und Veredelung des Frauen-Charakters beitragen hat; es ist mit Sicherheit zu hoffen, daß es den Frauen des deutschen Volkes immer mehr und mehr vergönnt sein wird, sich ihr Lebensschifflein mit eigener Hand zu zimmern, und daß ihnen kein Berufstätiger dies verargen wird; sie sind reifer geworden und haben nicht nur materiell, sondern auch geistig wacker arbeiten gelernt.

Neuerdings hat diese Bewegung durch kräftiges Eintreten einflussreicher Männer und durch energische Thätigkeit begabter Führerinnen an Ausdehnung und innerer Kraft wesentlich gewonnen und ihren Ansprüchen in einer früher nicht geahnten Weise Geltung zu verschaffen gewußt. Es werden sogar Gebiete menschlicher Arbeit für die Bethätigung der Frauen gefordert, die bisher als ihrer Eigenart nicht entsprechend angesehen wurden; ja es ist wiederholt von einzelnen Führerinnen der Bewegung ausgesprochen worden, daß die Frau es dem Manne auf allen Gebieten gleich thun könne und solle, daß kein Gebiet menschlichen Wirkens ihr verschlossen bleiben dürfe. Die Beamten-Laufbahn, das gelehrte Studium, die Ausübung des ärztlichen Berufs, die volle Theilnahme am politischen Leben des Volkes, das weite Gebiet der Kunst und Wissenschaft, einschließlic der Erziehung der weiblichen Jugend ohne Beihilfe der Männer wird von den Leiterinnen der Bewegung nachdrücklich beansprucht, eine Inferiorität des Geschlechts im Vergleich zum Manne in Abrede gestellt.

Da an der Berechtigung der Grundforderung: sich einen größeren Antheil am Culturleben der Nation zu sichern, kaum mehr ein erster Zweifel obwaltet, da ferner die Bewegung auch an solchen, keineswegs einflusslosen Stellen, die früher kühl und ablehnend derselben gegenüberstanden, neuerdings mit günstigen Augen angesehen wird, so dürfte es angemessen erscheinen, dem Wesen und den Zielen dieser Reform-Bestrebungen nach ihren wesentlichsten Richtungen näher zu treten und sie

einer leidenschaftslosen, auf vieljährige Erfahrung und leidliche Kenntniß der Verhältnisse gestützten Besprechung zu unterziehen.

Ich betone sogleich an dieser Stelle, daß wir für das Typische weiblichen Wirkens und Waltens, wie es uns das Leben täglich in seinen mannigfaltigen charakteristischen Erscheinungs-Formen zeigt, unter allen Umständen ein offenes Auge behalten müssen. Der eigentliche Berufskreis der Frau, die Stätte und die Eigenart ihres Wirkens ist deutlich bezeichnet. Nicht der Hörsaal, die Amtsstube, die Künstlerwerkstatt, das Laboratorium oder gar der „Secirsaal“ ist die Heimath der Frau, sondern das Familienhaus, die Häuslichkeit, Herd und Kinderstube. Diese Urbestimmung der Frau für Haus und Familie ist eine ewig gültige, und alle Ausnahmen, die unsere modernen Verhältnisse dringend nothwendig machen, können an diesem Fundamentale-Sage nichts ändern.

Aus dem thatsächlichen Umstande aber, daß es nur einem Theile der Frauen vergönnt ist, diesem ihrem bedeutsamen und schönsten Beruf zu folgen, daß das rauhe Leben dagegen sehr viele auf selbständigen Erwerb hinweist, ergibt sich die nothwendige Forderung, daß den Tüchtigen, Befähigten und Tapferen ihres Geschlechts Gelegenheit geboten werde, behufs ihrer Existenz-Erhaltung ehrliebe und anständige Arbeit zu finden und sich auch auf Gebieten zu versuchen, die bisher von dem Wirkungskreis der Frauen ausgeschlossen waren. Je besonnener sie nun ihr Streben nach der Erschließung von bisher verwehrten Berufsarten kundgeben und je begründeter ihre Forderungen erscheinen, desto freundlicher wird ihr Streben von dem Interesse aller Vernünftigen getragen sein; je mehr sie aber auf volle Gleichberechtigung mit dem Manne dringen, um so mehr werden sie die förderliche Theilnahme ihrer wahren Freunde verlieren und das allgemeine Urtheil gegen sich wenden. Es ist nicht gut, daß sich den überzeugten und ehrlieben Kämpferinnen auch Persönlichkeiten beimischen, denen nicht sowohl die Sache selbst, als die Befriedigung ihrer Eitelkeiten am Herzen liegt und die durch ihre schroffen Präntensionen, die durch pädagogische Unwissenheit völlig haltlos werden, auch ehrliebe und mahvolle Freunde der Frauenbewegung zu verlegen wissen. Eine ernste Musterung der Scharen durch die bewährten und ehrlieben Führerinnen wäre im Interesse der Sache sehr anzurathen; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich über die hohen ethischen und socialen Ziele dieser Bewegung nicht Alle klar geworden sind.

Das Frauen-Problem, d. h. die Frage, wie sich das Leben der Frau zu gestalten hat, welche Stellung ihr neben den Vertretern des anderen Geschlechts zukommt und wie sie am besten ihre Kräfte im einzelnen Falle für die Allgemeinheit nutzbar macht, ist ein sehr schweres und nicht leichtlich zu lösen. Die Stellung der Frauen in England und Amerika ohne weiteres nach Deutschland verpflanzen zu wollen, ist schon deshalb thöricht, weil sociale Einrichtungen fest mit der psychologischen Entwicklung eines Volkes ver wachsen sind und sich daher nicht leicht auf andere übertragen lassen. Es kommt hinzu der Bau, den Cultur und Sitte vor Jahrhunderten gefestigt und geweiht haben, und den man sich hüten soll, ernstlich anzutasten, ehe sichere Vorbedingungen für neue und gesunde Verhältnisse geschaffen sind. Das aber ist und kann nur sein das Werk einer langen und mühevollen Arbeitszeit, einer allmählichen organischen Entwicklung, nicht das fragwürdig Resultat aufplandernder Wünsche und Vorspiegelungen, die mit unseren gewohnten Anschauungen im Widerspruche stehen.

Es ist nun eine etwas befremdliche Erscheinung, wenn eine Dame es unternimmt, in dieser Angelegenheit ihre Stimme in einem derselben keineswegs freundlichen Sinne abzugeben. Das ist in einem kürzlich erschienenen Schriftchen von Adele Crepaz geschehen: „Gefahren der Frauen-Emancipation“ (Leipzig, bei Reizner 1892). Die Schrift verdient alle Aufmerksamkeit und ist mit Wärme und Frische geschrieben, aber die geäußerten Bedenken sind nicht genügend stichhaltig, und die Beweisführungen entbehren der überzeugenden Kraft.

Die Verfasserin geht davon aus, daß spätere Zeiten und die gewonnenen Erfahrungen die Frauen selbst bestimmen werden, „auf Rechte zu verzichten, die ihnen vielleicht Freiheit und Selbstständigkeit bieten, die sie aber von dem Wege ablenken, der ihr Glück und Wohl und somit das des gesammten Menschengeschlechtes begründet.“ Sie weist energisch auf die eigentliche Bestimmung der Frau als „Erhalterin der Menschheit“ hin, sie preist das Glück der Ehe, der Mutter und des Familien-Lebens und sieht in der „Gleichberechtigung“ kein Glück für die Frau, sondern vielmehr das Gegentheil. Sie betritt auch mit Entschlossenheit das social-politische Gebiet, weist auf die Ueberproduction geistiger Kräfte hin und legt sich die Frage vor, was für Folgen daraus entstehen, wenn die Frauen auf den verschiedenen Berufs-Gebieten mit dem Manne in offene Konkurrenz treten. Nach ihrer Ueberzeugung wird die Frau Einbuße leiden an allen jenen Eigenschaften, die sie uns lieb und begehrenswerth machen, und der Mann kann nach den Anstrengungen seines Berufes nicht auf die Liebe, Sorglichkeit und das freundliche Schonen seiner menschlichen Schwächen Anspruch erheben, wenn die Frau dieselben Lasten trägt wie er. „Die Frau ist dann höchstens der gute Kamerad des Mannes, nicht mehr das um ihrer liebevollen Fürsorge und Hingebung willen geliebte Weib, nach dem sein Herz ihn nach des Tages Last und Mühe immer wieder auf's neue hinzieht.“

Daß die Verfasserin sich gegen das gelehrte Studium der Frauen wendet, von ihrer Ausübung des ärztlichen Berufes nichts wissen will und sie bei der Ausübung ihrer angeborenen Pflichten gegen Haus und Familie festhalten möchte, sind die logischen Folgen ihrer Grundanschauungen. Aber eben gegen diese müssen wir ernste Einwendungen erheben. Zunächst ein orientirendes Wort über das Studium der Frauen.

Wer sich gewöhnt hat, den heutigen Verhältnissen ruhig und unbefangen in's Gesicht zu sehen und dazu die nöthige Erfahrung besitzt, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß denjenigen Frauen, denen es an Begabung und Energie nicht fehlt, das Studium in ganz absehbarer Zeit wird freigegeben werden müssen.

Ob die Zahl der hier in Betracht kommenden Damen eine bedeutende sein wird, ist gleichgültig; es kommt hier zunächst auf das Princip an, und das wird nothwendig so formulirt werden müssen, daß in einem Culturstaate einem Jeden, der Beruf und Neigung zur Aneignung bestimmter Kenntnisse in sich fühlt, auch die Möglichkeit hierzu geboten werden muß. Zudem ist es nicht gerecht, die geistige Kraft der auf guten Schulen vorgebildeten Mädchen von vornherein zu unterdrücken. Ich habe mich in mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit oft genug an dem klaren Urtheil, der raschen Auffassung, dem

seinen Sinn, besonders für Poetisches, und nicht zuletzt an der Willenskraft und Thätigkeit der jungen Mädchen erfreut und kann daher, wie es noch immer von vielen Seiten geschieht, die Möglichkeit des Frauen-Studiums nicht bestreiten. Daß junge Mädchen, wie man meint, durch höhere Studien von dem Leben abgezogen werden, daß sie dadurch unpraktisch und anspruchsvoll werden und sich dann nicht entschließen können, eine Ehe unter einfachen Verhältnissen einzugehen, kann ich keinesfalls unterschreiben. Das Studium mühte denn die unheilvolle Kraft haben, Empfindung, Herz, Hingebung und Liebe-Fähigkeit zu beeinträchtigen oder gar zu vernichten, und daran möchte ich nicht glauben. Das Mädchen wird seine Neigung zu ersterer geistiger Thätigkeit sehr wohl mit häuslichem Sinn und Anspruchslosigkeit zu einem wissen, und wenn ihm auf dem Lebenswege Derjenige begegnet, dem sein Herz rascher entgegen schlägt, dessen Blick und Wort es beseligt, so wird allzuhoher Lebensanspruch oder Furcht vor kleinen Verhältnissen kaum jemals einer beglückenden Verbindung im Wege stehen.

Daß eine gelehrte Frauenbildung auch einzelne Caricaturen des weiblichen Geschlechts hervorbringen wird, mag schon sein; es ist aber daran zu erinnern, daß der „Mausstrumpf“ schon existierte, ehe die Streitfrage der Berechtigung zum Studium der Frauen aufgetaucht war. Daß eine solche gelehrte Bildung sich nicht mit eckiger weiblicher Liebenswürdigkeit, Einfachheit und Bescheidenheit vertragen soll, ist eine durch nichts erwiesene Behauptung.

Mit des nun heimgegangenen Bodensiedt lustigen Versen:

„Vogel giebt's für keine Frau;
Sie kennt keine andern Schlüsse,
Als Krämpfe, Thränen und Klöße.“

ist es dem verehrten Manne selbst gewiß nicht ernst gewesen; aber sicherlich spricht er damit freimüthig aus, was recht viele Leute noch heute über die geistige Beanlage der Frauen denken. Angenommen aber, dieser Mangel an logischem Denken bestände thatsächlich, so folgt daraus nur für unsere culturfrohe Zeit die Nothwendigkeit einer ersten Schulung.

Es ist verkehrt, die Mädchen immer vorzugsweise auf die Bildung des Gemüths hinzuweisen; das Leben wird später nicht nur ihr warmes Empfinden, sondern auch ihr Urtheil und ihre Energie fordern, und deshalb muß ihnen zeitig eine ehrliche Abneigung gegen verschwommene und unklare Vorstellungen beigebracht werden. Wenn so viele Frauen nicht klar und scharf denken, so liegt das nicht sowohl an ihrer natürlichen Begabung, als an dem gedankenlosen, mechanischen Unterricht früherer Zeiten, an Auswendiglernen, Wortkram und Schlandrian, der — beiläufig gesagt — noch nicht ganz und überall überwunden ist. Aber jedenfalls giebt es bei uns in Deutschland eine größere Zahl guter Schulen, die in würdiger Weise an der Bildung unserer Mädchen arbeiten und nur unwesentlicher Reorganisationen bedürfen, um als geeignete Vorstufe für das Studium gelten zu können.

Für den Augenblick kommen dem dringendsten Bedürfnis, die nötige Vorbildung für die auswärtige Universität zu schaffen, die mit dem Victoria-Lyceum in Berlin verbundenen Real-Curse (Hr. Helene Lange) entgegen. Wenn das Bedürfnis für diese Curse sich steigert, können sie vielleicht noch zweckentsprechender eingerichtet werden, so daß auf Grund der hier gebotenen Vorbildung ganz direct die Naturalitäts-Prüfung gemacht werden könnte. Die Unterrichts-Behörde konnte diesen Bestrebungen zunächst dadurch entgegenkommen, daß sie diese Prüfungen an dem Berliner Institut selbst durch einen Commissar abnehmen ließe, damit die Mädchen wenigstens davor bewahrt bleiben, auch diese Naturalitäts-Prüfung im Auslande bestehen zu müssen. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Mitte April die erste Schülerin der Berliner Real-Curse in Zürich diese Examen bestanden hat.

Wenn Adele Crepaz in der oben angeführten Schrift fürchtet, daß durch das Frauen-Studium eine Ueberproduction geistiger Kräfte entstehen müßte, daß die Mädchen sich durch daselbe dem Familienleben entfremden, sich an Selbstsucht und Unabhängigkeit gewöhnen und sich nur dann entschließen würden, eine Ehe einzugehen, wenn sie ihnen besondere Vortheile brächte, so kann ich diese Befürchtungen nicht theilen. Man darf nicht vergessen, daß Mädchen mit schlichtem, häuslichem Sinne, die ihr Glück und ihren Frieden ausschließlich in Haus und Familie suchen, nicht vorzugsweise sich höheren Studien widmen, daß vielmehr die höher strebenden, geistig reicher veranlagten Mädchen, mit kräftigem Willen und sicherem zielbewußten Blick diese Laufbahn suchen werden. Jedes Mädchen aber, das den Beruf macht, auf eigenen Füßen zu stehen, in welchem Berufe immer es auch sein möge, wird naturgemäß etwas Unabhängiges, Selbstbewußtes bekommen, und ich wüßte nicht, warum diese Erscheinung bei den durch Studien selbstständig gewordenen oder nach Selbstständigkeit strebenden Mädchen in einer unerfreulicheren Weise zu Tage treten sollte, als bei den anderen Berufsarten thätigen. Im Gegentheil, ihre größere Bildung wird ihnen in den meisten Fällen mehr Tact, Bescheidenheit und Zurückhaltung dictiren, als es bei den anderen möglich ist. Daß die studirten Damen anspruchsvoller werden und in der Ehe besondere Vortheile suchen, und daß andererseits die jungen Männer der Ehe noch abgeneigter werden sollten, als bisher, kann ich auch nur in sehr bedingtem Sinne zugeben. Wirkliche herzliche Zuneigung nimmt vorlieb auch mit bescheidenen Verhältnissen, und wer ohne zwingende Herzensneigung eine Ehe eingeht, der rechnet auch jetzt schon, und dies Rechnen findet von Seiten des männlichen Geschlechts ebenso wohl statt, wie von Seiten des weiblichen. Daß aber Anspruchslosigkeit sehr gut neben höherer Bildung bestehen kann und daß die letztere kein Hinderniß einer glücklichen Ehe bildet, haben wir schon oben darzulegen gesucht. Liebe also nur übrig die Befürchtung einer geistigen Ueberproduction. Auch diese dürfte sich als grundlos herausstellen.

Die Frau wird freilich zunächst Concurrentin des Mannes und zwar eine nicht ungefährliche, aber diese Concurrentin wird eine heilsame sein. Denn wenn das Privileg des Geschlechts beseitigt ist und es nur auf die individuelle Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit ankommt, gleichviel, ob sie von Mann oder Frau ausgeht, so wird naturgemäß der unsägliche, mittelmäßige Mann der tüchtigen Frau weichen und jener sich für Maß und Art seiner Begabung andere Berufszweige suchen müssen, die er bisher aus Eitelkeit und Hoffart glaubte verschmähen zu dürfen. Auf diese Weise wird seitens der Männer ein Abströmen vom gelehrten Beruf erfolgen, und dieser Ausgleich kann nur segensreich wirken.

Aber, wird man einwenden, das ist ja Zukunftsmusik; die Zeit der weiblichen Beamten, Anwälte &c. ist noch nicht gekommen. Mag sein, aber sie kann kommen, und sollte sie thatsächlich nicht kommen, so bleibe ich bei meinem Principal-Grundsatz stehen, nach welchem einem Jeden, der Beruf und Neigung zur Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten in sich fühlt, auch die Möglichkeit hierzu geboten werden muß. Und so meine ich auch, daß einem geistesfähigen, energischen Mädchen, dem die heutige durchschnittliche Frauenbildung nicht genügt, eine vertiefte geistige Bildung nicht verweigert werden darf, und daß die Unterrichts-Verwaltung Sorge zu tragen hat, diesem Bedürfnis zu entsprechen, gleichviel, ob die Frauen von ihren Kenntnissen behufs ihrer Erwerbsfähigkeit praktischen Gebrauch machen wollen oder nicht. Und wenn die Mädchen nur aus reinem inneren Beruf, ohne die Absicht einer Versorgung sich den höheren Studien zuwenden wollten, auch dann müßte ihnen die Möglichkeit dazu offen stehen. Ich bin aber überzeugt, daß für gewisse Gebiete die Zukunft den Mädchen auch die Ausübung des wissenschaftlichen Berufes bringen wird. Dafür bürgt der in den letzten Jahren deutlich zu Tage getretene Umschwung in der öffentlichen Meinung, die früher die Frauen apodictisch auf Haus und Familie verwies und von einer in den Bahnen des Mannes liegenden Thätigkeit der Frauen ein für allemal nichts wissen wollte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Es war einmal . . .

Skizze von Robert Heddin.



s regnete in Strömen! Der wasserdichteste Schirm ward zum Siebe — und der Festzug, der einer Auswanderung sämtlicher Regenschirm-Niederlagen der Stadt gleich, zeigte jämmerliche Läden . . . wer konnte auch vor Begeisterungs-Feuer glücken, wenn jedes Nachbarn Dach so ausgiebige Trausen hatte!

Gerhardt Züllen, absolvirter Jünger der Mal-Akademie zu München, brummte eine Verwünschung über die andere in den jungen Bart. Hungrig und durstig war er auch, und bis zu dem Festmahl war's noch lang hin . . . defertiren war schmähsch, aber rätlich, die Deputation, deren Mitglied er war, schien auch ohne ihn glänzend vertreten.

Gaslich winkte eine weit offene Pforte, über der ein Weinbuschen sein herzerfreuend Zeichen schaufelte. Schirm, Hut und Radmantel auf den Ständer an der Thür werfend, trat Gerhardt über die Schwelle.

Ein behagliches, altdeutsch eingerichtetes Stübchen that sich auf, sauber, einladend und menschenleer.

Der Maler streckte seine langen Gliedmaßen auf den nächsten Stuhl und achtete ein wenig über die stilvolle, aber herzlich harte Lehne.

„Geda, Wirtschaft!“ — Ohne Antwort verhalte sein Ruf, bis ein energisches Pochen mit den Knöcheln auf der braungebeizten Tischfläche cisende Schritte herbeizog.

Auf der Schwelle der zweiten Thür erschien ein junges Mädchen, fast Kind noch, und maß den Fremden mit großen verwunderten Augen.

„Sie wünschen, mein Herr —?“ — „Ein Glas Wein und ein tüchtiges Beefsteak, wenn's die Wirtschaft trägt,“ sagte er freundlich, das zierliche Persönchen musternd.

Wie knapp und heidjam der hellblaue Wollenstoff die Gestalt umschloß und wie hübsch das braune Gesicht der dicken Böpfe den Rücken herabging! Dazu die große Leinenschürze, praktisch und doch nett, — sie gefiel ihm ausnehmend gut.

„O ja, die Wirtschaft trägt's schon!“ erwiderte sie mit einem Knix, während ein Strahl übermüthiger Heiterkeit aus ihren Augen über den hungrigen Rufenjünger hinglitt, „einen Augenblick Geduld.“

Hätte Gerhardt ihren Schritten folgen können, würde er sich gewundert haben, wie das Mädchen am Halse einer statlichen Frau hing und ihr mit dringendem, geistig betelndem „Mamachen, darf ich?“ die Erlaubniß für ihren Schelmstreich abrang.

Auf ein lächelndes Nicken der Mutter slog Batschi in die Küche, ertheilte ihre Befehle und kehrte mit einer Flasche alten Radesheimers, frischem Leinenzug und einer Platte Geschirer zurück.

Klink wie eine Bachstelze umkreiste sie den Tisch, und geräuschlos war in wenig Minuten die Tafel gedeckt.

„Mädchen, Du gefällst mir, wie mir noch keine gefallen,“ declamirte Gerhardt, mit künstlerischem Wohlbehagen den anmuthigen Bewegungen folgend.

„Hier zu Lande sagt man ‚Fräulein‘,“ meinte sie trocken. „Wirklich —? Pardon, mein Fräulein,“ gab er lachend zurück; „nun, Fräulein, wels' guten Tropfen haben Sie mir gebracht — Radesheimer? — ooh —!“

Und er dachte an das magere Geldbeutelchen in seiner Tasche.

Sie verstand den langgezogenen Ton. „Glückstauf, fabelhaft billig!“ beruhigte sie leichtsin, den großen Herz-Rubin an ihrem Goldfinger nach innen drehend, daß nur das schmale Reislein sichtbar blieb, „wir haben viel junge Künstler zu Gast, und die loben ihn immer.“

„Allerdings, am Tische Papas,“ septe sie in Gedanken hinzu.

„Aha, und Sie meinen, was die übrig gelassen, könne ich vertilgen? quod non focerunt barbari, focerunt barbarini.“ „Citiren Sie die Barbaren nicht so abfällig, ich heiße Barbara!“

Er horchte hoch auf.

„Sie verstehen Latein?“ fragte er erstaunt.

Batschi biß sich auf die Lippen, doch sagte sie sich schnell. „Ein bischen; so ein alter Professor kommt täglich zu uns — da bleibt ein wenig hängen! Papa meint . . .“

„Papa?“ wiederholte er ein wenig spöttlich.

Sie erröthete.

„Ach, man gewöhnt sich diese Ausdrücke so leicht an, besonders ich, die soviel Accommodations-Bermögen hat.“

Was war das? Lachte sie ihn aus? — Er blickte sie ein paar Mal zweifelnd an, aber sie war so beschäftigt, ihm das eben hereingereichte Beefsteak vorzusetzen, daß er nur innerlich über „nivellirende Pensionats-Bildung“ murrte, die frische Mädchentrösper mit des „Gedankens Klöße“ anfränktelt.

„Sonderbare Rückkehr zur Natur!“ sagte sie scherzend „ein blutiges Boof à la Tartare! Man könnte sich fast vor dieser mordlustweckenden Speise fürchten.“

„Und Sie fürchten sich nicht vor mir?“

„Ich will es lieber mit einem Löwen als mit tausend Ratten zu thun haben,“ sagte die Kape, als sie in den Abendgrund fiel — drüben ist eine Versammlung des Strid-Kränzens, da flüchte ich! Uebrigens —“

Der Blick prüfender Musterung, der ihn abschätzte und für gut befand, dünkte ihn unbezahlbar.

„Sie sind ursprünglich noch, als die Natur selbst, — die Wilden achten im Narren die ewige Kindhaft des Geistes — als ‚Künstler‘ zähle ich zu den anormalen Thoren und —“

„Und ich zu den Gottentotten.“

„So sind wir glücklich bis in's Land der Wilden gerathen — das ist weiter, als meine Wanderpläne reichen, vorläufig gehe ich nach Rom!“

„Rom!“ stieß sie hervor und ließ den Frostorb aus den Händen gleiten, „meine Sehnsucht, mein Traum! Sie Glücklicher, der Sie frei und schrankenlos dahin wandern können! — Ob es mir je gelingen wird!“

Ihre Begeisterung kam ihm drollig vor — was dachte sich solch ein Kind von den Stätten antiker Kunst!

Wer war sie und was dachte sie von ihm? — denn daß seine Bewirtung ein Scherz gewesen, war ihm längst klar, — nun gut, Scherz gegen Scherz, wenn sie ihn übel nahm, um so besser! — er hätte das Gesicht ganz gern auch im Jörn gesehen . . .

„Wenn Sie nach Italien wollen, ich weiß ein Mittel — heirathen Sie mich!“

„Mit Vergnügen,“ sagte sie ohne jede Verlegenheit — und doch im selben Augenblick eine unübersteigbare Schranke zwischen ihnen aufrichtend, „mit Vergnügen; aber — darf ich vielleicht um Ihren Namen bitten?“

Seine vorstellende Verbeugung beantwortete sie mit einem, ein klein wenig gönnerhaften Kopfnicken, drehte sich blitzschnell auf den Haden herum und verschwand . . . So lang und eifrig auch Gerhardt an die Thüre pochte, — es kam Niemand mehr. So riß er ein Blatt aus seinem Skizzenbuch und warf mit schnellen, prägnanten Strichen das Bild des jungen Mädchens darauf hin. „Der Wirthin Töchterlein, deutsches Volkslied, illustirt von G. J.“ schrieb er darunter und schob es unter die leere Flasche — als Dank.

Es war sieben Jahre später. In dem Münchener „Salon“, vor einem preisgekrönten Bilde stand ein junges Brautpaar. — Er eine geschmeidige Männergestalt mit leicht zurückgeworfenem Kopfe, mit jenen Blicken, die ihre Ziele gern jenseits des Alltäglichen suchen, — sie eine schlauke, außerordentlich schlicht und glatt gekleidete junge Dame. Selbst das dunkle Haar, mit den goldig glänzenden Flechten-Biegungen, lag fest gewunden um den kleinen Kopf.

Diese zierlich mädchenhafte Erscheinung war eine vielgenannte Künstlerin, und ihrem Bilde, vor dem sie mit Gerhardt Züllen, ihrem Verlobten, stand, war der erste Preis verliehen worden.

In München, wo sie ihren Studien lebte, hatte sie in den herrlichen Räumen der Glyptothek die Bekanntschaft des jungen Malers gemacht. Er hatte sich im Hause ihrer Eltern einführen lassen. Aus gleichem Streben war warme Freundschaft entstanden, die sich bald zu herzlicher Liebe gestaltete. Nur ein wenig, ein klein wenig heiterer, munterer, schelmischer hätte sich Gerhardt seine junge Braut gewünscht!

Wie die Sonne in ihrem Bilde „Spielende Kinder am Meeresstrand“ glänzte, wie übermüthig der pausbäckige Nube dem Schwesterchen die Goldorangen in das zerfetzte rote Schürzchen warf! . . . und der kleine strampelnde Bursch — man hörte ordentlich das jauchzende Lallen seines offenen Mündchens.

„Du hast ein fabelhaftes Gesicht in der Wiedergabe frühen Lebens, Berry,“ sagte Gerhardt, „Deine Gestalten scheinen nicht, sie sind. Wo hast Du diese prächtigen Typen aufgefunden?“

„In Italien, am Golf von Sorrent, — da sprächen diese lebensstropfenden Figuren aus dem Saude.“

„Werkwürdig — Deiner ersten Art entgegen, sind Dir künstlerisch die übermüthigsten Streiche die liebsten!“

„Meiner ersten Art? . . . ich höre seit Jahren Mamas Klagen über zu viel Temperament.“

Gerhardt fuhr sich lebhaft durch die dichten Haare.

„Du — und zu viel Temperament! — Schau, ich verehere Dich so hoch als Künstlerin und als Weib, — aber ich meine, Dein Gesichtchen müßte noch viel, viel herziger aussehen, wenn Du nur einmal so eine kleine, eine unbedachte, unverständige Kinderei begehen könntest! . . . Da würde mir — glaub' ich — noch einmal so warm um's Herz!“

Berry sah überrascht von ihrem Werke auf.

„Ich bin Dir zu vernünftig?“ sagte sie in hellem Staunen, „und dabei fürchte ich immer, Dir nicht zu genügen, und suche all' meinen kleinen Gelehrtenram zusammen, um Dir zu imponiren . . . Ich bin Dir also doch nicht recht — so wie ich bin.“

Er schlang den Arm leicht um sie und führte sie zu einem Postersitz in der Ecke des Saales, — die Stunde der Eröffnung war noch nicht da, so war es still und einsam in dem großen, durchsonnten Raume.

„Berry!“ sagte er bewegt, „Du bist klug und gut, und ich habe Dich so lieb . . . und doch bedrückt mir ein Uneingestandenes oft die Seele . . . Laß mich Dir beichten.“

Er griff nach ihrer Hand und hielt sie fest zwischen seinen kräftigen Fingern.

„Wenn Du so neben mir hergehst, so ernst, so überlegen, da schäme ich alter Bursche mich all' des tollen Zeug's, das in mir sprudelt und Dich so gern aus Deiner kühlen Gelassenheit bringen möchte . . . Neben Deinem Bilde erscheint, wie durch ein Doppelspiel der Seele, ein zweites, ein lebenslang nicht vergessenes, und das dünkt mich eine Sünde an meiner Neigung zu Dir — doch sieht es nicht in meiner Kraft, es zu bannen.“ —

Betroffen schaute Berry in sein lebhaft geröthetes Gesicht; seine glänzenden Augen suchten in ihren Zügen.

„Sprich weiter,“ sagte sie einfach. Er zog ihre Hand noch näher an sich. „Es war einmal...“ begann er fast träumerisch weich, „ich war jung, und in mir schäumte die Lust am Erleben... Mein Meister und ich waren als Abgesandte zu einer Feier gekommen, Regen und Hunger trieben mich zur Rebellion gegen die lange Festrede, — Berry, ein profaisches Wähl dachte ich zu suchen, — und die reizendste Erinnerung nahm ich mit.“

Ein sonderbarer Zug glitt über Berrys Antlitz... war es schmerzliche Ueberraschung? — Lachender Uebermuth konnte es doch nicht sein.

„Ein junges Mädchen, frisch wie eine Apfelblüthe, unentwidelst und doch mit charakteristischen Zügen trat mir entgegen; ich nehme sie allen Ernstes für das Wirthstochterlein, bestelle Speise und Trank und lasse es mir, in Gesellschaft des niedrigsten Kindes, wohl schmecken... Zu spät merke ich an Sprache und Geberde die höhere Bildung.“

„Werkwürdig — wie sich die „höhere Bildung“ zu Magdendiensten erniedrigen konnte,“ warf Berry mit blühenden Augen ein.

„Spotte nicht! — Sie mag mir angesehen haben, wie weltentrückt wohl mir war, so ließ sie mir die freundliche Täuschung! — Ach, herzlich war sie, wie sie so allerliebste naseweis ihr Latein vorbrachte.“

Berry wiegte kritisch den Kopf. „Zurückhaltung schien ihre Sache nicht... Fremden gegenüber zu prahlen!“

Gerhardt legte ihr leicht den Finger auf die spottenden Lippen.

„Nein,“ bat er, „trübe mir das sonnige Bild nicht. Sei gut und forsche, nun Du bald mein Weib bist, mit mir nach jenem holden Kinde; mir gelang es nicht, sie zu finden.“

„Ich soll meine Nebenbuhlerin suchen? — Im Gegentheil, ich werde Alles thun, um die Erinnerung an sie zu verdrängen.“

Ihm klang ihre seltsam gedämpfte Stimme so bar allen Mitgeföhls, daß er aufsprang und erregt auf und ab ging.

„Eine Nebenbuhlerin! Ich begreife Dich nicht! Daß Dich die Gestalt dieses Kindes mit seinen raschen Impulsen nicht rührt.“

„Wärsi Du häßlich — die raschen Impulse hätten Dir wohl nur die „rechte Thür“ gewiesen.“

„Du mißkennst sie absichtlich! Hätten Deine Künstleraugen sie nur gesehen... ein Mädchen, zum Küssen!“

„Das thatest Du wohl, nicht?“

„Berry, Beleidigungen verbitte ich mir!“ brauste er auf. „Wenn Du ihr diese heitere Unüberlegtheit neidest, so bezwinde Dich, nahe treten darfst Du ihr nicht, sonst —!“

„Du drohst mir, o Gerhardt!“

Berry warf sich in den Lehnstuhl und verbarg das Gesicht in den verdrängten Armen.

„Berzeth mir,“ sagte er erregt, „ich habe mich hinreißend lassen! Aber wenn Du mein kleines Menschenwunder schmähst! — ja, ich gestehe es, ich liebe diese Erinnerung, liebe sie fast so sehr wie Dich!... und nun verstoße mich, wenn Du kannst.“

Sie richtete sich hastig auf, breitete die Arme aus — alle angezwungene Strenge und Kälte war verschwunden.

„O Gerhardt!“ juchzte sie auf, „Du blinder Thor, hast Du mich wirklich nicht wieder erkannt?!“

Und im nächsten Moment lag Gerhardt zu ihren Füßen...

Nachdruck verboten.

Knospen.

Von Karl von Döring.

Es war im Winter, und ich wanderte durch die Straßen. Das Herz war mir so schwer, ich weiß nicht warum. Es giebt ja Augenblicke im Menschenleben, in denen man fühlt, daß man mitträgt an der Last der ganzen Welt.

Und es schien mir, daß auf die schmerzliche Frage meines Herzens die Natur mir traurig Antwort gab. Der Himmel so wolkenverhängt, so grau, so schwer, als wolle er einstürzen. Der Wind weht kalt und schneidend. Die Häuser erscheinen schmutzig und düster, die Fenster darin, wie blinde Augen, und die ganzen Häuserreihen, die Straße entlang, sehen aus, als hätten sie schlecht geschlafen und wären deshalb schlechter Laune.

Süßel sieht man nicht, außer einigen hungrigen Spagen, die sich piepend um ein Stückchen Brot zanken. Der Rasen in den Gärten ist gelb und faulig, der zertretene Schnee löst sich auf in eine Mischung von Schmutz und Feuchtigkeit. Die Bäume und Büsche sehen aus wie Befen und strecken kahle, schwarze, todte Aeste in die Luft.

Die Menschen laufen durch die Straßen, die Hände in den Taschen. Die Nasen sind vor Kälte roth und blau; ja, auch die Pferde sehen niedergedrückt aus.

Und Alles ist so dunkel, so trübe, als wollte die Sonne nie, nie mehr scheinen.

Ich blide aufwärts. Ueber mir hängt ein kleiner Zweig; er ist ganz kahl, ohne ein Blättchen. Langsam schwankt er im Winde. Aber dort, an seinem äußersten Ende, sitzt eine Knospe, kaum so groß wie eine Erbse, aber dennoch — eine Knospe, warm eingehüllt in kleine, harte, braune Blättchen.

„Sie wartet,“ denke ich, „und ist fest davon überzeugt, daß auch ihre Zeit kommen wird. Diejenigen, welche sich darauf verstehen, können es ihr jetzt schon ansehen, ob sie Blüthen in sich trägt, oder nicht. Es ist schon Alles bereit zum Frühjahr, es ist Alles bereit!“

Da bemerkte ich plötzlich hunderte und tausende anderer Knospen. Alle klein, alle rund und braun, und alle wie freundlich blinzelnde Augen der Bäume, verkündend: „Alles ist bereit, Alles!“

Und das Blut schoß mir zum Herzen, heiß, — heiß. Gott sei Dank! Er hat schon Alles vorbereitet, und ich hatte nichts gemerkt und nichts gewünscht, auch in meinem eigenen Leben!

Alles, Alles ist bereit! Nur zum Lichte streben sollst Du, und geduldig warten!

Sieh! Auch von Knospen kann man etwas lernen!

Nachdruck verboten.

Kunstgeschichtliche Charakter-Bilder aus Oesterreich-Ungarn.



Die Kunstgeschichte ist die jüngste unter den Wissenschaften unserer Zeit. Kaum älter als ein und ein halbes Jahrhundert, hat sie schnell mehrere Stadien der Entwicklung durchlaufen, ohne doch bisher die ihr in der geistigen Ausbildung unserer weiblichen und männlichen Jugend gebührende Stellung zu erringen. Windelmann hatte ihr jenen jugendlichen Zug der Begeisterung mitgegeben, der leider das hohle Phrasenthum der rein ästhetischen Richtung zeitigte, der es mehr um den eigenen tönenden Vortragsstil, als um die Erweckung verständnißvollen Nachempfindens des Kunstwerks zu thun war. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Die Kunstgeschichte wurde zur registrirenden Denkmäler-Kunde und begnügte sich damit, die Einzelschöpfung als Buchstaben eines Alphabetes zu betrachten, das zur Entzifferung des Culturcharakters eines Volkes diene. Damit war der philologisch-kritischen Forschung Thür und Thor geöffnet, sie hielt triumphierend ihren Einzug, und die Kunstwissenschaft wurde zur dienenden Schwester der Philologie. Als man dann die stets wachsende Menge der Denkmäler überblickte, bemächtigte sich naturgemäß die Specialisten der einzelnen Theile des dankbaren Gebietes, und das Kunstverständnis erwartete vergeblich Förderung durch Gelehrte, die ganze Abhandlungen über den Apfel der Aphrodite schrieben und sich verloren gegangene Tragödien des Euripides aus den Umriß-Zeichnungen unteritalischer Vasen-Gemälde reconstituirten.

Seither macht sich eine Wendung zum Besseren bemerkbar, die sich vorwiegend darin zeigt, daß man die Masse der Kunstwerke als die Aeußerung einer eigenartigen Volksseele faßt und diese zu den Nachkommen desselben Stammes sprechen läßt. Man schreibt nicht mehr allgemeine, sondern nationale Kunstgeschichte und vermittelte so, sich in einem engeren Kreise bewegend, durch das Anschlagen verwandter Saiten ein Kunstverständnis, das sich, gerade weil es von einem festen Punkte zur Umhauung ausgeht, leicht über das ganze Gebiet des künstlerischen Schaffens ausdehnen läßt. Als dankenswerther Schritt auf diesem Wege ist ein soeben erschienenenes Buch zu bezeichnen: „Kunstgeschichtliche Charakter-Bilder aus Oesterreich-Ungarn.“ Das sich nicht an die Gelehrten, sondern an die Lernenden männlichen und weiblichen Geschlechtes wendet. Hervorragende Kunstgelehrte wie Moriz Hoernes, Robert Ritter von Schneider, Josef Strzygowski, Josef Neuwirth, Heinrich Zimmermann, Albert Jg und Alfred Kossig stellen hier ihre Specialforschungen in den Dienst einer Darstellung des gesammten Kunstschaffens, das sich topographisch auf dem Boden Oesterreich-Ungarns vereinigt. Einzelne Charakter-Bilder heraushebend, giebt das Buch einen feinen Anhalt für das Verständnis einer Kunst-Entwicklung, in der alle von außen kommenden Strömungen nachzittern, um, kaum merklich national beeinflusst, bestimmte, unterscheidende Formen anzunehmen.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, hier die einzelnen Theile eines Werkes kritisch zu beleuchten, das sich absichtlich nicht streng wissenschaftlich giebt, sondern sich an die weiteren Kreise der Gebildeten wendet. Dankenswerth ist vor allem das Bestreben, die Kunstwissenschaft durch locale Einschränkung des unüberschaubaren Materials und durch Erleichterung des schweren gelehrten Ballastes wieder zum Gemeingute zu machen. Man hat ihr in Form von inhaltsreicherem Daten in jüngster Zeit ein Plätzchen in der Ausbildung unserer Jugend einzuräumen versucht und damit nur den Lehrstoff vermehrt, der sich immer schwerer bewältigen läßt. Besonders in Mädchen-Schulen ist mit viel Ostentation „Kunstgeschichte“ gelehrt worden, d. h. man hat den Schülerinnen eine Reihe von chronologisch geordneten Namen eingepreßt, die, bei dem Mangel aller Anschauung, ebenso schnell vergessen als auswendig gelernt sind. In den „kunstgeschichtlichen Charakter-Bildern“ vereinigt sich eine sorgfältig gewählte Illustration mit leicht faßlichem Text, um zunächst das Verständnis für das Kunstschaffen eines bestimmten Völker-Complexes zu erleichtern. Das rechte Kunst-Empfinden wird sich hier an einzelnen, in ihrer Eigenart anschaulich geschilderten Kunst-Formen besser heranbilden können, als an umfangreichen Compendien und Denkmäler-Sammlungen, deren Bilderfülle sinnverwirrend wirkt, ohne doch die erstrebte Lückenlosigkeit auch nur annähernd zu erreichen.

*) Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung von Moriz Hoernes, Robert Ritter von Schneider, Josef Strzygowski, Josef Neuwirth, Heinrich Zimmermann, Alfred Kossig herausgegeben von Albert Jg. Mit 102 Originalzeichnungen. Verlag von F. Tempsky, Wien und Prag.

Nachdruck verboten.

Interessante Erzählung.

Siehe das Bild Seite 9.

Wenn die Erwachsenen auch niemals darüber einig werden können, wer in deutschen Landen der beste Erzähler ist, — die Kleinen wissen es ganz genau. Die schwören alle auf Großmütterchen, und es kümmert sie wenig, daß ihr Name in keiner Literatur-Geschichte verzeichnet steht. Großmütterchen hat aber auch etwas voraus vor den Bähernmachern, etwas, das nicht zu unterschätzen ist, — sie kennt ihr Publicum ganz genau. Sie weiß, wo die Verständniß-Grenze ihres Publicums ist, sie kennt die Neigungen und Abneigungen ihrer Hörer, sie ist über jedes Ereigniß von Bedeutung in ihrem Leben unterrichtet. So wird es ihr nicht nur leicht, ihren Märchen und Geschichten die treffende Moral anzuhängen, — die Kleinen sind darin wie die Großen, es gefällt ihnen, die Aufzählung einer Geschichte zu hören, aber es mißfällt ihnen, sich nach ihr zu richten. — Großmütterchen kann auch die Einzelheiten ihrer Erzählungen so anschmücken, daß ihren Entstellern jeder Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Begebenheiten genommen wird. Die Hauptfabe aber, — Großmütterchens Publicum hat noch nicht lesen gelernt, und es konnte sich daher noch nicht die Augen und den Geschmack verderben. Trotzdem macht Großmütterchen sich ihre Aufgabe nicht leicht; sie schildert die verwunschene Schloßherren noch viel prächtiger, die verwunschener Prinzessinnen noch viel lieblicher, die

bösen Zauberer noch viel bössartiger und die Retter und Befreier noch viel vollkommener, als es der moderne Roman-Dichter vermag, wenn er auch all' seine Kunst an die Schilderung des schönen Herrenfieses, der lieblichen jungen Gräfin, der bösesten Stiefmutter und des schneidigsten Lieutenanten verschwendet. Großmütterchens Lohn ist aber auch werthvoller als das höchste Honorar. Selbst die höchstbezahlten Autoren würden nicht einen Augenblick zögern, zu behaupten, daß ihnen die Anerkennung ihrer Leser mehr werth ist, als der schändliche Mammon.

Nachdruck verboten.

Kein Heger, kein Jäger.

Siehe das Bild Seite 13.

Man darf nicht glauben, daß es genügt, einen Wildstand zu schonen, um ihn zu erhalten oder ihn zu verbessern. Ein harter Winter vermag stärker unter dem Wild aufzuräumen, als der rücksichtsloseste, unweidmännische Abschuh, wenn der Jäger nicht auch zugleich Heger ist. Es handelt sich weniger für ihn darum, dem Wild Schutz vor der Kälte, als vor dem Hunger zu schaffen, denn einen Schlupfwinkel findet es auch in unseren Forsten noch, trotzdem dieselben im Allgemeinen viel mehr mit Rücksicht auf den Baum als auf den Wildstand bewirthschaftet werden. Aber der Hunger fällt die armen Thiere des Waldes um so grimmiger an, je schneereicher der Winter ist. Bleibt der Schnee nicht locker, sondern überzieht ihn Thauwetter und nachfolgender Frost mit einer harten Kruste, dann ist das Todesurtheil manches starken Rehbock gesprochen, von den jungen Thieren gar nicht zu reden, wenn ihnen der Mensch nicht zu Hilfe kommt. In dem vergeblichen Bemühen, die harte Schneedecke zu durchbrechen, zerstreut sich das Wild die Fesseln, und elend sieht es dahin, eine Beute der Füchse. Der rechte Waldmann richtet dem Wild für solche Zeiten der Noth Futterplätze her, an denen es den, Kartoffeln, Kastanien und Bucheckern findet. Wie schnell die armen hungernden Thiere diese Plätze herandgefunden haben, wie schnell sie sich daran gewöhnen und wie bald sie ihre Schen vor dem Menschen ablegen, wenn sie in ihm nicht mehr ihren Verfolger, sondern ihren Freund sehen müssen! Da kann man leicht ein Rudel Rehe, wie unser Bild es auf dem Futterplatz zeigt, aus nächster Nähe beobachten, dazu Freund Lampe, Männchen machend und geduldig wartend, bis das größere Geheer sich von der Krippe zurückgezogen hat, und das lustige Eichhörnchen, das unbekümmert schon jetzt auf dem Reihens-Dach sein Spiel treibt.



A. v. D. — Ganz so schlimm, wie Sie meinen, sieht es um die moderne Dichtung denn doch nicht. Es wird noch immer recht viel gereimt im Deutschen Reich, sicher mehr, als gelesen. Auch hat ja unsere classische Literatur-Periode so viel für unsere Sprache gethan, daß dem Durchschnitts-Dichter kaum noch etwas zu thun übrig bleibt. Was und fehlt, sind kräftige Dichter-Individualitäten, die schaffend ein Stück ihres eigenen Selbst geben. Solche Poeten-Naturen scheint unsere gleichmaderische Zeit verhältnißmäßig selten hervorzubringen. Uebrigens haben Sie in Ihrer nächsten Nähe eine solche Poetin. Angelika von Hörmann lebt unseres Wissens in Innsbruck und dichtet seit mehr als einem Viertel-Jahrhundert zu Preis und Ruhm ihrer schönen Heimath. Ihre Gedichte an Tyrol erschienen im Jahre 1869, und soeben veröffentlichte sie bei Liebedeind in Leipzig „Neue Gedichte“, durch deren Versehen noch dieselbe frische Begeisterung weht. Angelika von Hörmann ist eine echte Gelegenheits-Dichterin im Sinne Goethes. Was sie äußerlich und innerlich erlitt, wird zwanglos zum Reime, den sie mit letzterem Sicherheit beherrscht.

A. B. in Sterding, Ober-Oesterreich. — Unser Artikel über den Schneeschuh-Sport hat so viel Anklang gefunden, daß wir den aus uns aus Abonnenten-Kreisen ergehenden Anfragen schwer genügen können, zumal der Schneeschuh-Lauf nicht eben zu uninteressanten Nebenbeschäftigungen gehört. Genauer Auskunft über alle technischen Einzelheiten erhalten Sie jedenfalls in der Redaction und Expedition der Zeitschrift: „Tourist“, Berlin, Cöthenerstraße 38.

C. K. in Kottbus. — Die deutsche Sprachweisheit ist eine außerordentlich reiche in gebundener und ungebundener Rede, aber sie ist um ihrer vollständigen Reichheit willen nicht immer und überall zu verwenden. Viel Sinniges finden Sie in den soeben bei Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, erschienenen „Scherbältern“ von Frieda Schanz. In nur je vier Beiseiten ist hier eine Fülle von Lebensregeln zusammengetragen, die sich gerade ihrer Kürze halber in ornamentalem Rahmen leicht für die Aufschmückung allerlei Hausgeräths verwenden lassen.

Frl. W. D. in Zslau. — Es ist nicht so ganz leicht gewesen, Ihnen die gewünschte Ableitung des Wortes Fazzinetti zu beschaffen. Wir wußten wohl, daß man damit eines jener dastigen Epigenewebe bezeichnet, die mit wenig Berechnung den Namen Taschentücher tragen, aber den Ursprung dieser Bezeichnung waren wir selbst im Unklaren. Durch einen Zufall sind wir auf die folgende, hoffentlich genügende Erklärung gekommen: Im 16. Jahrhundert sprach man von Facillettein, und dieses Facillettein kommt von dem italienischen Fazzoletto her, was so viel wie Taschentuch bedeutet.

Emma V. in Friedland, Mähren. — Das von uns in Heft 19 der Illustrirten Frauen-Zeitung erwähnte Sophien-Stift in Weimar ist wie jede andere höhere Töchter-Schule organisiert und wird von Ausländerinnen mit besonderer Vorliebe besucht. Ueber die näheren Bedingungen wird Ihnen die Direction Auskunft geben, von der Sie auch die Statuten beziehen können, siehe Seite 11. Die mit Pensionaten verbundenen höheren Töchter-Schulen in Nord-Deutschland stehen alle unter staatlicher Aufsicht und werden ausnahmslos nach gleichartigen Grundrissen geleitet.

Gertrud W. in Breslau. — Kingsleys Hypatia gilt noch immer als ein Muster des historischen Romans. Eine neue Uebersetzung von Helene Lobedan ist soeben in der G. Grote'schen Verlags-Buchhandlung, Berlin, erschienen. Einer wie großen Popularität sich dieses bedeutende Werk Kingsleys in England erfreut, beweist seine Dramatisirung durch Stuart Ogilvy. Dr. Hubert Barry hat die Vögelungs-Musik componirt und Alma Tadema die Decorationen und Kostüme entworfen.

A. S. in Lüneburg. — Eine kurzgefaßte Broschüre über Erdentheilungs-Lehre und prähistorische Zeiten ist im Buchhandel niemals erschienen. Wer sich über diese umfassensten Fragen unterrichten will, wird sich schon in den populären Schriften von Carus, Stern, G. Zimmermann und bald Rath holen müssen.